12

Landesbibliothek Coburg (70)
022000769980

MfS 11. 1. 1990

Landesbibliothek
Coburg

LB
Cob

Carl Heideloff, del. Mrt. Esslinger, sculp.

Nebel und Lichtstreifen.

Herausgegeben

von

Friedrich Ansarius.

Mit einem Titelkupfer,
gezeichnet von C. Heideloff, gestochen
von Eßlinger.

Coburg,
im Verlag der J. G. Riemannschen
Kunsthandlung und in Commission bei
J. C. Hinrichs in Leipzig.
1820.

Coburger Landes-Bücherei

D II 12/43

Vorbemerkung des Herausgebers.

Es war von jeher eine meiner Hauptneigungen, in Geschäftsfreien Augenblicken in alten Büchern zu blättern, besonders den Inhalt des zierlich beschriebenen Pergaments, in welches oft ältere Werke gebunden sind und den Inhalt mancher alten Handschrift kennen zu lernen. Noch jetzt ist diese Neigung bei mir so stark, daß

selten ein gedrucktes, oder beschriebenes Papier, welches durch den Kaufmann — auf eine sehr gedenkbare Weise — an mich gelangt, ungelesen bleibt. —

Vor einigen Jahren wurde ich als Prediger vom Lande in die Stadt berufen, weil man mich da gerne zu hören schien. Da ich bescheiden bin, so weiß ich recht gut, daß ich meine Predigergabe wenigstens nicht angekündigt habe, wie der Dominikaner Vicente Ferrer im vierzehnten Jahrhundert, der, wie ich mich irgendwo gelesen zu haben erinnere, schon im Mutterleibe gebellt haben soll und die Trefflichkeit des so früh von ihm angekündigten Talentes in der Folge so stark beurkundet, daß man ihn in Avignon hörte, wenn er zu Bretagne predigte. In der Sacristeibibliothek der

Kirche fand ich Nahrung genug für meine Neigung, in alten Büchern zu blättern. Groß und klein, alt und neu, zusammen- und nicht zusammengehörig, lagen und standen verstäubte Bücher auf- und nebeneinander. Auf Seckendorfs historia Lutheranismi lag Robinson Crusoe von Daniel Defoe und neben D. Chauncy's: Salvation of all men — standen Gailers von Keysersberg Predigten über den Haasen im Pfeffer u. s. w.

Da ich einst in einem Lactantius mit gemalten Anfangsbuchstaben blätterte, fiel mir ein eng und feingeschriebenes Manuscript in die Hände, mit der Aufschrift: „Aus meinem Leben." — Nach den Erkundigungen, die ich darüber einzog, hatte ich die Handschrift des gewesenen Pastor

Benedict in den Händen. Sie sprach mich beim Lesen in ihrer Einfachheit an und ich beschloß, sie dem Publicum, mit Ausnahme der Eigennamen, — unverändert zu übergeben. Indem ich nur die Mühe des Abschreibens übernommen habe, kann mich wenigstens der Vorwurf nicht treffen, daß ich die Legionen der Schriftsteller durch meine Person habe vermehren wollen. Findet der anspruchslose Leser in der Erzählung des seeligen Mannes nur einigermaßen Unterhaltung, so werde ich mich für die Mühe des Abschreibens hinlänglich belohnt halten.

Ansarius.

Inhalt.

1.

Seite

Man glaubt, daß etwas aus mir werden könne. 1—6

2.

Man entschließt sich, mich auf die Schule zu thun. 7—39

3.

Wie ich auf die Schule komme. 40—51

Seite

4.
Wie es mir auf der Schule erging. = = = 52—66

5.
Bertha. = = = 67—77

6.
Wie ich thörichter Weise der Liebe mich hingebe. 78—88

7.
Wie ich die Bekanntschaft eines trefflichen Köhlers mache. = = = 89—104

8.
Wie ich die Akademie beziehe. 105—119

Seite

9.

Ein vom Schicksal verfolgter Siebenbürge — und eine Sage, die Rauhenburg und den Drudenstein betreffend. 120—165

10.

Wie die Wollust mir ihren Giftbecher reichen will. 166—184

11.

Wie sich nach großem Kampfe das Apostolische Wort an mir bewährt: „uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ 185—201

12.

Wiedersehn und erster Predigtversuch. = = 202—236

Seite

13.

Wie ich ins practische Leben trete. = = = 237—256

14.

Wie ich in den Krieg ziehen muß. = = = 257—267

15.

Wie ich gegen die Krieger-uniform den Priesterrock eintausche. = = 268—278

16.

Trauung durch Vaters Hand. 279—288

17.

Etwas aus der Ehe. 289—326

1.

Man glaubt, daß etwas aus mir werden könne.

Noch einmal, ihr Freuden und Leiden, wandelt an meiner Erinnerung vorüber. Wie Blumen zarter Art und rauhe Disteln sproßtet ihr an meinem Lebenswege auf. Nicht klagen will ich, — bin ich doch nun so weit, daß ich begreifen kann, auch ihr Disteln gehört zu den Blumen und auch aus euch saugt die Biene Honig, und auf euren umpanzerten und leicht verwundenden Häuptern wiegt sich der Goldkäfer und trinkt Nektar.

Wenn auch nicht immer, so spricht sich

doch oft der künftige Beruf des Menschen schon in seinen kindlichen Aeußerungen, in der Art seines Spiels, seines Beginnens aus. Oft sind es nur einzelne leise Klänge, die aus der Tiefe der Knabenbrust zuweilen ertönen und dem Knaben zulispeln: das sollst du werden! — Gut ist es, wenn nicht die Aussicht auf bedeutende Vortheile bei der Wahl eines andern Berufs, als dessen, der sich von innen heraus ankündigt, die Aeltern veranlaßt, dieses Drängen des innern Lebens ihrer Kinder zu einem bestimmten Beruf zu übersehen. Nur die Aeußerungen, Unternehmungen und Spiele des rüstigen Knaben, die einen gewissen Beruf oft anzudeuten scheinen, möchten vielleicht in der Regel täuschen, welche aus seinem Triebe, Unbekanntes und Auffallendes nachzuahmen, entspringen.

Gerne spielt der Knabe den Soldaten, nicht, weil er schon jetzt einen innern Ruf zum Soldatenstande in sich vernimmt, sondern weil das bewegliche Leben des Soldaten und dessen bunte Aussenseite ihn reizt und seinen Nachahmungstrieb wirksam werden läßt. Vor meiner Seele stand bald genug das Bild eines Pfarrers und der Wunsch regte sich in mir, ein solcher zu werden. Jedem, der mich fragte: was ich werden wolle? — gab ich daher immer eine, jenen Wunsch ausdrückende, Antwort! Vielleicht jedoch dürfte dieser Wunsch mit der Zeit schwächer geworden seyn und sich ganz verloren haben, wenn nicht meine Mutter, so oft ich Gelegenheit hatte, ihn auszusprechen, durch ihr beifälliges Lächeln ihn in meiner Seele geflissentlich zu befestigen gesucht hätte.

Es kam die Zeit meiner Entlassung aus der Stadtschule. Meine Lehrer, deren Zufriedenheit ich gewonnen und bewahrt hatte, äußerten, so oft sie mit meinem Vater zufällig zusammentrafen, ihr Bedauern, daß ich der gelehrten Welt entzogen werden sollte. Allein mein Vater schüttelte dazu immer mißbilligend den Kopf und erwähnte seine geringen öconomischen Kräfte. Freilich lebte er mit meiner Mutter, mir und meiner Schwester, von dem spärlichen Ertrage seines Handwerks. Meine Mutter jedoch mochte trotz dieses spärlichen Ertrags ihre Hoffnung nicht aufgeben, mich einst als ein Kirchenlicht leuchten zu sehen. Sie ermüdete nicht, meinen Vater an ihren Aussichten Theil nehmen zu lassen und meynte, so oft ihr dieser das Thörichte ihrer Hoffnungen darzuthun versuchte, daß ja

schon Viele das Hinderniß der Armuth glücklich bekämpft hätten und eine Zierde des Vaterlandes geworden wären. Denke doch, sagte sie oft, an den frommen Luther, der in unserer Bibel so schön abgebildet ist, der hatte ja auch nichts und ist doch ein so großer Mann geworden. Kann denn aus unserm Benedict nicht auch etwas werden? —

Sobald meine Mutter in ihrer Erörterung bis auf Luthern gekommen war, schwieg sie und — mein Vater schwieg auch. Ich, der ich bei solchen Gesprächen allemal sehr begierig auf den Ausgang wartete, schwieg auch, dachte aber desto mehr. Es war mir, als läge im Schweigen des Vaters eine heimliche Theilnahme an den Hoffnungen meiner Mutter. Nur in dem Blicke, mit

dem er mich nach solchen Auftritten anschaute, lag noch etwas anders, das, — mit Worten ausgedrückt, ohngefähr so heißen mochte: armer Junge, — wenn du nicht so arm wärest! —

2.
Man entschließt sich, mich auf die Schule zu thun.

Eines Tags mußte mein Vater zum Amtmann unsers Städtchens. Dieser, der bei einer sonst glücklichen Ehe doch bisher kinderlos geblieben war und sich in dem Besitz eines bedeutenden Vermögens sah, hatte die Nachricht bekommen, daß sein Bruder als Wittwer in einem Städtchen jenseits des Rheins gestorben sey und einen Knaben hinterlassen habe. Ohne sich lange zu besinnen, faßte er den Entschluß, den verlassenen

vierzehnjährigen Knaben zu sich zu nehmen und für dessen Erziehung und Ausbildung Sorge zu tragen. Gerne hätte er selbst die Reise unternommen, um seinen Neffen in Empfang zu nehmen, wenn Kränklichkeit und Geschäfte ihm dieß nicht untersagt hätten. Er sah sich daher nach einem Mann um, der sich diesem Geschäfte an seiner Statt unterziehen möge und könne — und fast allgemein wurde ihm mein Vater als ein dazu tauglicher, rechtschaffener und gesunder Mann vorgeschlagen. Dieser machte anfangs Schwierigkeiten wegen der Uebernahme einer so weiten Reise; allein er vermochte den dringendsanften Bitten seines Vorgesetzten nicht lange zu widerstehen und willigte ein.

Da die Reise ohne Umweg durch eine Stadt führte, aus welcher der Amtmann

den Sohn eines alten Bekannten als Amtsschreiber erwartete, so traf der Amtmann diese Anordnung: mein Vater sollte bis in jene Stadt mit dem Pferde des Amtmanns reiten und von da mit Post weiter reisen, des Pferdes sollte dann der künftige Amtsschreiber zur Herreise sich bedienen, wovon dieser schon benachrichtigt worden war. Die Reise ging vor sich.

Noch waren bis zu dem Städtchen, welches das Ziel seiner Reise zu Pferde seyn sollte, vier Stunden zurückzulegen, als nach einem äußerst schwülen Tage die Kühlung verheißende Nacht herniedersank. Am Fuße des waldigen Bergrückens, über welchen der Weg führte, befand sich ein kleines Wirthshaus, in welchem er einige Erfrischungen zu sich nahm, um dann in der hellen Sternen-

nacht weiter zu reiten. Er erkundigte sich bei dem Wirthe, ob wohl der Weg in der Nacht Schwierigkeiten haben werde? — Der Wirth zuckte die Achseln und schien über den Entschluß meines Vaters Bedenklichkeiten zu haben. Wirklich ließ er auch noch einige Worte von Abwegen, von Räubern fallen, indem er dabei seine weiße Zipfelmütze vor- und wieder hinterwärts rückte. Mein Vater glaubte aber in diesen hingeworfenen Andeutungen nichts, als die interessirte Absicht des Wirths zu bemerken, der es vielleicht ungern sähe, wenn sein Gast ihm sobald aus dem Garne ginge. Indessen war der Wirth, ziemlich freundlich, wie es schien', bereit, meinem Vater den rechten Weg zu beschreiben, als ihn dieser darum höflich ersuchte. Die Rechnung, die, wider Erwarten, sehr billig ausfiel, war bald

berichtigt und so ritt er denn wohlgemuth weiter. Die angenehme Kühlung der Nacht that ihm sehr wohl. Die Nacht war so heiter, daß er den Weg sehr genau unterscheiden konnte.

Zwei Stunden war er so, in sich selbst heiter, fortgeritten, da wurde es finsterer und der Himmel umzog sich mit schwarzen Wolken. Bald war es ihm, als ob die Bäume dichter ständen und den Weg verengten. Das Pferd strauchelte und er bemerkte, daß sein Weg über Baumwurzeln und abgehauene Stämme führe. Ruhig stieg er vom Pferde, führte es eine Strecke rückwärts, mußte aber zu seinem Verdruß bemerken, daß er sich immer tiefer waldeinwärts verirre und das Pferd sich weigere, zu folgen.

Die Nothwendigkeit wurde ihm nunmehr fühlbar, die Nacht in den Schauern des Waldes zu verbringen. Schon rollte der Donner dumpf aus der Ferne und einzelne große Tropfen rauschten durch die Blätter. Ihm war das Gewitter immer eine ernste Erscheinung. Ohne Franklin'sche und Rollet'sche Ansichten war ihm von Kindheit her die ernste Ansicht geblieben, daß im Gewitter eine höhere Macht über die Erde schreite. Daher sprach auch zu ihm in jedem Donner die Stimme des Allmächtigen und jeder Blitz zeichnete mit seinen Flammenzügen den Namen des Unsichtbaren. Daher betete er auch gewöhnlich im Gewitter still vor sich hin und sein Gedächtniß führte ihm eine Menge kräftiger Worte zu, die es früherhin aus dem h. Buche der Bücher aufgefaßt hatte.

Das Gewitter zog sich näher, ungewöhnlich furchtbar hallte der Donner, — in einem weiten Flammenmeere, das in einer zuckenden Bewegung war, schien der ernste dichte Wald zu schwimmen. Dankbar schlug das Herz meines Vaters, als das Leuchten der Blitze nur wenige Schritte von ihm einen tiefen Abgrund erhellete, in welchem jetzt ein Waldstrom brausend dahintobte und dessen Rand von meinem Vater gewiß überschritten worden wäre, hätte nicht das eintretende Gewitter seinen weitern Schritten ein Ziel gesetzt.

So schnell das Gewitter gekommen war, so schnell eilte es vorüber. Bald ruhte wieder ein tiefes Schweigen auf dem dunkeln Walde, das nur durch's Geräusch der von den Aesten herabgleitenden Tropfen und

durch das Stampfen des Pferdes unterbrochen wurde. Der Himmel hellte sich wieder aus und die Sterne glänzten freundlich durch die Baumwipfel herein. Da meinen Vater eine kalte Nässe schüttelte, machte er Versuche, sich wieder zurecht zu finden und wirklich gelangte er nach einigen Schwierigkeiten auf einen gangbaren Weg. Langsam ritt er auf demselben fort und beschäftigte sich mit frommen Gedanken, die um so mehr unterhalten wurden, als er neben dem Wege gar manchen Baum gewahrte, welchen theils der Sturm entwurzelt, theils des Blitzes Gewalt zertrümmert hatte.

Ein ungewöhnlich starkes Rascheln, das er neben sich im dichten Gebüsche vernahm, gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Der Wirth, der das Wort „Räuber" hatte

fallen lassen, kam ihm in's Gedächtniß und — ohne recht zu wissen, was er eigentlich thue, gab er seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Ein lautes, furchtbartönendes Halt! — das wie aus hundert Kehlen zu beiden Seiten des Wegs erscholl, zwang ihn, anzuhalten. Sogleich stürzten von beiden Seiten mehre sonderbar gekleidete und bewaffnete Männer auf ihn ein. Auf seine ziemlich ruhige Frage: was ihr Begehr sey? — erwiederte der eine blos die Worte: Du wirst uns ruhig folgen, Freund, und kein Leid wird dir geschehen.

Das will ich, war meines Vaters entschlossene Gegenrede. Mit diesen Worten schwang er sich vom Pferde und einer der Bewaffneten ergriff es beim Zügel und zog es nach sich. Es waren der Bewaffneten

zwölfe. Meinen Vater nahmen sie in die Mitte und gingen so wort= und lautlos vorwärts. Jetzt hatte er Muße genug, seine Begleiter, da der Morgen immer heller hereinbrach, genauer zu betrachten. Einer war wie der andere gekleidet und zwar etwas fremdartig. Um ihre weißen, Mützenartig geformten, Hüte, war ein grünes Tuch zierlich gewunden. Sie trugen lange weite Beinkleider von rother Farbe und kurze an die Beinkleider sich anschließende Wamse von gleicher Farbe. In einem Gürtel steckten zwei Pistolen und über ihre Schultern hingen kurze Büchsen. Bald kamen sie in einem Thale an, das von einzelnen Bergen umschlossen und gebildet wurde. Auf einem der Berge lagen die Ruinen einer ehemaligen Burg, welche die Natur wieder zu ihrem Eigenthume gemacht zu haben schien,

da ihre Bewohner sie verlassen hatten. Auf diese Ruinen hin lenkten sich nun die Schritte der Führer, die meinen Vater in der Mitte hatten. Der Fußsteig, der zu den Höhen führte, war rauh — und schien wenig mehr betreten zu werden. Jetzt kamen sie den Ruinen näher. Bäume wuchsen aus den Spalten der Mauern und lange herabhängende Pflanzen. Sie traten ein in den ehemaligen Hof und mußten sich durch Disteln und Riedgras und eingestürzte Werkstücke winden. Sie stiegen die verfallenen Treppen hinan und gelangten in ein Gemach, durch dessen ehemalige Fensteröffnungen ein kühler Zugwind strich, dessen durchfeuchteter Boden bei jedem Schritte zitterte und an dessen Wänden der Zugwind mit den modernden Ueberresten alter Tapeten sein Spiel trieb. Von diesem Gemach

führte der Weg einige Stufen abwärts in einen Gang, in welchem bei jedem Schritt der Fuß auf scheußliches Gewürm trat, das unter dem Fuße sich wand, — in welchem scheue Nachtvögel, vom ungewöhnlichen Getöse aufgeschreckt, mit ihren Fittigen über ihren Häuptern schwebten und mit einer feuchtmoderigen Luft sie anwehten. Von diesem Gange zog sich der Weg abwärts und schien tief in den Bauch des Berges zu leiten. Und so war es! — Auf einmal standen sie an einer Pforte, vor welcher eine Pechpfanne brannte. —

Der von den Bewaffneten, der meinen Vater im Walde angeredet hatte, gab an der Pforte mit einem kleinen Horn ein Zeichen, das drinnen erwiedert wurde und bald knarrten die Riegel und die Pforte öffnete

sich. Sie traten in einen geräumigen, ziemlich prachtvollen Saal, der durch viele Kerzen erleuchtet war. In der Mitte stand eine lange Tafel, an welcher wohl dreißig Männer saßen, auf gleiche Weise, wie die Führer meines Vaters, bewaffnet und gekleidet. Nur einer, der an der Spitze der Tafel seinen Platz hatte, zeichnete sich vor den übrigen durch eine weiße schwankende Feder aus, die sein Haupt zierte und durch ein großes goldenes Crucifix, das auf seiner Brust hing und einen grellen Contrast mit den Mordwerkzeugen bildete, die aus seinem Gürtel schauten. So wie mein Vater eintrat, ergriff der, welcher das Haupt der ganzen blutigrothen Gesellschaft zu seyn schien, das Crucifix und küßte es zu wiederholtenmalen mit aufwärts gerichteten Blicken.

Bis hieher hatte mein Vater keinen Lau von sich gegeben und keinen Laut weiter vernommen, seine Empfindungen waren zwischen Furcht und Neugierde getheilt. Nachdem ihn seine Führer der Tafel nahe geführt hatten, sprach der, dessen Haupt eine Feder schmückte, in einem ernstsanften Tone zu ihm: Freund, wer bist du?

Mein Vater sagte es ihm der Wahrheit gemäß.

Freund, fuhr jener fort, sage die Wahrheit, denn du wirst so lange unter uns bleiben, bis sich durch meine Späher die Wahrheit deiner Aussage bestätigt hat. Findet sich's, daß du uns Unwahrheiten berichtet hast, so ist dann jede dieser Waffen auf dich gerichtet.

Hierauf fuhr das Haupt der Versamm-

lung fort, sich nach allem und jedem, was meinen Vater betreffen konnte, zu erkundigen und dieser — durch obige Drohung eingeschüchtert, entdeckte alle seine Verhältnisse, besonders auch, welches Geschäft ihn durch den Wald geführt habe, in welchem er in ihre Hände gefallen sey.

Auf das Letztere schien der Anführer nur gewartet zu haben. Gut, sprach er, ich traue deiner Aussage, du wirst aber die Güte haben, uns dein Beglaubigungsschreiben, oder einen Brief, der dich als den vom Amtmann Abgeschickten kenntlich macht, dem dessen Neffe zu übergeben sey, — einzuhändigen. Zugleich wirst du dich entkleiden, unsere Bundeskleidung so lange tragen und deine Kleider einem von den Unsrigen überlassen, bis dieser an deiner Statt die Reise vollendet und den Knaben hierher bringt.

Mein Vater erschrack, bat, flehte, machte Einwendungen; — umsonst! — In einem ruhigen, fast freundschaftlichen Tone gab ihm der Anführer zu verstehen, daß er Gewalt zu brauchen wisse, wenn er sich nicht gutwillig diesen Anmuthungen fügen werde. Zugleich gab er ihm zu vernehmen, daß weder ihm, noch dem einzuliefernden Knaben das geringste Leid widerfahren solle. Meinem Vater blieb nichts weiter übrig. Er lieferte den Brief, den er wirklich vom Amtmann zu seiner Beglaubigung hatte, ab und tauschte mit seinen Kleidern die rothe Kleidung der Bundesmänner.

So lebte er einige Tage unter diesen Männern und es würde ihm wohl gefallen haben, da es an gutem Essen und Trinken nicht nur nicht fehlte, sondern da man auch

auf ihn nicht besonders zu achten, ihn nicht zu bewachen schien. Nur die Angst um den Knaben, den Amtmann und die eigene Familie spannte ihn auf die Folter. Unterdessen hatte er schon am andern Tage Gelegenheit, einen Theil des Bestrebens der rothen Männer wenigstens zu muthmaßen. — Aus einer Thüre, die aus dem großen gewölbten Saal in ein andres Gemach führte, trat nämlich ein junger Mann in die große Wölbung. Der Anführer, der unterdessen mit dem größten Theil der Bundesmänner entfernt gewesen und eben erst wieder angelangt war, empfing ihn mit den Worten: mein Sohn, wir haben die Summe richtig in Empfang genommen, reise nun mit Gott weiter!

Mit diesen Worten schloß der Anführer den jungen Mann in seine Arme, küßte ihn

und setzte dann noch zu jenen Worten hinzu: ich werde dich in meinem Herzen tragen, bis ich nicht mehr bin. —

Darauf ergriff einer der Anwesenden den jungen Mann bei der Hand und führte ihn durch eine andere, sich öffnende Thüre der Wölbung ins Freie.

Wohl ahnte mein Vater, daß diese Männer zu irgend einem Zwecke sich mit einander verbunden hatten und — um Mittel zu dessen Erreichung zu gewinnen, hauptsächlich wohlhabende, oder doch mit solchen in Verbindung stehende, Reisende auffingen, sie so lange in Verwahrung behielten, bis diese eine verhältnißmäßige Summe zu ihrer Auslösung auf irgend einem, von den Bundesbrüdern angegebenen Wege, herbeigeschafft hatten. — Auch hatte er Gelegenheit, zu

bemerken, wie widersprechend diese Männer Religion und gute Grundsätze mit Anwendung unerlaubter und oft gewaltsamer Mittel zu paaren wußten. Der Anführer sprach nicht nur in sehr sanften, menschlichen und meist religiösen Ausdrücken, sondern küßte auch gar häufig das goldene Crucifix auf seiner Brust. Auch die Uebrigen betrugen sich auf eine Weise, daß der Idee, sie seyen verbundene Religiosen, oft nichts widersprach, als die Bewaffnung und die blutrothe Kleidung.

So wie der junge Reisende entlassen war, nahm der Anführer meinen Vater bei der Hand, führte ihn in eine Nebenwölbung des gewölbten Hauptsaals, die er bisher noch nicht bemerkt hatte. Als sie eintraten, flog ein dichter verhüllender Vorhang rau-

schend in die Höhe und, von zwölf großen brennenden Kerzen erhellt, strahlte eine schwarze steinerne, senkrecht in die Wölbung eingefügte Tafel, mit einer großen goldenen Schrift. Der Anführer sprach mit feierlicher Stimme: Freund, du siehst hier Worte, deren Inhalt einen Theil des innern Lebens unsers Bundes dir anschaulich machen kann.

Drauf ließ er meinen Vater allein und dieser las ohngefähr folgende Worte auf der Tafel:

Immer wahr!
Nicht halb giebt sich der Freund!
Nichts halb!
Thor, der das Schilfrohr zum Stab wählt!
Thätig!

Beherrsche dich!
Denke, dulde, trage, lächle!
Zeit bringt Rosen!
Lerne sterben!

Daß diese Worte nicht leere Worte sind, sprach der Anführer, der freundlich wieder hereintrat, sollst du erfahren. Bald wird das Wort: „Nicht halb giebt sich der Freund! — für dich lebendig werden. — Orestes, rief er nun, als sie wieder in die Hauptwölbung traten und der Vorhang wieder herabgerollt war, — Orestes!

Einer von den anwesenden rothen Brüdern trat auf den Anführer zu.

Orestes, — nahm dieser wieder das Wort, umarme deinen Freund Benedict und kündige ihm an, daß er und der Knabe, der

eben angekommen ist, ohne Weiteres frei seyn soll.

Orestes schloß bei diesen Worten meinen staunenden Vater in seine Arme und schluchzte: Kennst du denn deinen alten Seekameraden nicht mehr?

Mein Vater faßte ihn schärfer ins Auge — und er lag an der Brust eines längst todtgeglaubten Freundes.

Um dieß zu erklären, muß ich Einiges aus der frühern Lebensgeschichte meines Vaters herbeiholen. Mein Vater hatte nämlich, da er in früheren Zeiten als Handwerker in die Welt gegangen war, den Unfall, in der Fremde krank zu werden. Nach seiner endlichen Genesung konnte er, da er heruntergekommen war und überhaupt ein Handwerk erlernt hatte, das damals nicht recht

gehen wollte, keine Arbeit wieder erhalten. Voller Verdruß und auf nichts mehr rechnend, faßte er in Hamburg, wo er mit einem heimlichen englischen Werber zusammentraf, den Entschluß, sich anwerben zu lassen. Es geschah. Bei seiner Ankunft in England wurde er unter die Seesoldaten gethan, machte bedeutende Fahrten mit, lernte die Furchtbarkeit der Stürme und das Schreckliche der Seeschlachten kennen. Unter den Seesoldaten machte er die Bekanntschaft eines Deutschen, Namens Hach, und schloß mit ihm innige Freundschaft.

Da er das Glück hatte, bei einer gefährlichen Gelegenheit seinem Freunde das Leben zu retten, so wurde die Freundschaft, die Hach für ihn fühlte, zu einer Liebe gesteigert, die jedes Opfer zu bringen fähig ge-

wesen wäre. Da mein Vater nach achtjährigem Dienste Abschied nahm, trennte sich der Freund nur mit bittern Thränen von ihm. —

Jetzt befand sich Hach unter den rothen Brüdern, hatte seinen Freund Benedict gleich erkannt, da er gefangen in den gewölbten Versammlungssaal trat — und seine Maaßregeln genommen.

Hintertreiben konnte es Hach, als Bruder: „Orestes" genannt, zwar nicht, daß einer der Brüder von dem Haupt des Bundes im Namen meines Vaters abgeschickt wurde, um den Neffen des Amtmanns in Empfang zu nehmen; aber er entdeckte sich sogleich dem Bundeshaupte, erklärte diesem, wie er der Freund des Gefangenen und wie großen Dank er diesem schuldig sey, indem

dieser ihm einst das Leben gerettet habe und wie sehnlich er die Befreiung des Gefangenen zu bewirken wünsche.

Willst du, so hatte darauf das Bundeshaupt dem Orestes erwiedert, die Befreiung des Gefangenen und hauptsächlich die Befreiung des Knaben, der in unsere Hände kommen wird, so wirst du in ihre Stelle eintreten und die Summe verschaffen, die wir durch beide zu gewinnen gedachten, — willst du das, so steht deinem Wunsche nichts entgegen.

Orestes erwiederte fröhlich und dem Haupte dankbar die Hand reichend: ja, von Herzen gern.

Verspreche mir aber, Orestes, fuhr das Haupt fort, daß du dich deinem Freunde

nicht eher zu erkennen giebst, als bis ich dich dazu auffordere.

Auch das hatte Orestes zugegeben.

Wie hoch schlug sein Herz, als er das auffordernde Wort vernahm und seinen Freund, meinen Vater, an sich drückte.

Noch hielten beide in süßen Umarmungen sich umschlungen, als das Bundeshaupt den Knaben, der angekommen war, herbeiführte und mit ernstem Tone rief: nicht Halb giebt sich der Freund! — Orestes, du bist deines Versprechens entledigt, dein Freund ist ohne dein Eintreten für ihn frei, du kannst ihn begleiten, so weit du willst, und du, Benedict, reise mit Gott und versuche uns im Herzen zu tragen, wie ein Freund den Freund.

Hierauf

Hierauf schied mein Vater dankend von den anwesenden Brüdern und ihrem Haupte, nahm den künftigen Sohn seines Amtmanns mit und Orestes geleitete ihn auf einem ganz andern Wege, als er gekommen war, aus der Wölbung im Bauche des Ruinen-Bergs. Orestes konnte, da alle drei ins Freie gekommen waren und hoch über sich die Ruinen erblickten, kein Ende finden mit Fragen.

Meinem Vater fiel jetzt erst sein Pferd ein, das bei seinem damaligen Hinaufsteigen in die Ruinen zurückgeblieben war und das er, wie in einer Betäubung lebend, ganz vergessen gehabt hatte. Orestes beruhigte ihn darüber mit der Nachricht, daß es an Ort und Stelle gekommen sey und daß des Amtmanns Schreiber schon längst auf ihm angekommen seyn müsse.

Besonders mußte mein Vater den Orestes mit allen eigenen Familienverhältnissen bekannt machen, an denen jener den innigsten Antheil zu nehmen schien. Als aber dieser meiner Lust zum Studiren und der Schwierigkeiten erwähnte, welche ein solches Unternehmen für ihn haben müsse, — da zog sich das ernstfreundliche Gesicht Orest's in finstre Falten und er brach in die Worte aus: „Freund, der Funke, den die Gottheit in den Menschen wirft, darf nicht von unzarten Händen ausgelöscht werden. Sey du noch so arm, habe dein Sohn wenig, oder gar keine Unterstützung, — ist nur seine innere Lust kein Scheinfeuer, so mag alle Sorge, alle Schwierigkeit, die von Gott in ihm entzündete Flamme nicht ertödten, — sie wird ihn vielmehr kräftigen und läutern, daß er muthig durch jegliche

Erdenkälte dahinschreitet! — O Gott! hätte mein Vater auf meine innere Lust geachtet, hätte er mich nicht genöthigt zu einem Fache, das ich nur mit Widerwillen ergreifen konnte, o wie anders würde ich geworden seyn, wie viele traurige Erfahrungen würde ich mir erspart haben. Sieh, Benedict, jetzt zwar bin ich in meiner Sphäre, — (ich kann und darf mich nicht, selbst gegen den Freund nicht, — durch Schwur genöthigt, deutlicher aussprechen) doch das bin ich nicht, kann es auch nunmehr nicht werden, was ich außerdem, wenn man meine Neigung hätte verstehen wollen, geworden seyn dürfte."

„Ich breche ab, aber, Benedict, liebst du deinen Sohn, o so ehre in seiner hervorstechenden Neigung den Ruf des Him-

mels. Verspreche mir's bei unsrer Freundschaft, daß du seiner Neigung nicht mehr hinderlich seyn willst! Glaube mir, gerade im Sturm lernt der Mensch sein eigentliches Daseyn fühlen, gerade in Anstrengung, durch die größten Schwierigkeiten angeregt, lernt es der Mensch, von der Wahrheit durchdrungen zu werden, daß das Leben nicht Zweck, sondern Werkzeug des Guten in den Händen der höchsten Vernunft sey."

Mein Vater versprach seinem Freunde, folgen zu wollen und dieser drückte ihn dafür wie in inniger Dankbarkeit die Hände.

Als sie unter mancherlei Herzensergießsungen und süßen und bittern Rückerinnerungen in die Nähe des kleinen Wirthshauses gekommen waren, das am Fuße des ganzen Bergrückens lag, meynte Orestes:

Hier, Freund, muß ich mich von dir trennen. Du siehst mich in diesem Leben, wenn du mich wiedersiehst, entweder sehr glücklich, oder nie wieder. Lebe wohl, halte dein Wort, lasse deinem Sohne durchaus freie Wahl in Ansehung seines künftigen Berufs.

Hier stürzte er sich noch einmal an den Hals meines Vaters und eilte dann blitzschnell in das dichteste Gebüsch.

Meinem Vater würde Alles wie ein Traum vorgekommen seyn, hätte er nicht den Knaben neben sich gesehen. Erst jetzt, nach dem Verschwinden Orest's, dachte er daran, daß man, um reisen zu können, Geld haben müsse, daß aber seine Baarschaft in seiner Kleidung sich befunden habe die einer der rothen Brüder ihm erst

vor einigen Stunden wieder zurückgeliefert und dafür die rothe Kleidung zurückgenommen habe. Schnell fuhr er in seine Taschen und fand zu seinem nicht geringen Erstaunen nicht nur eine größere Summe, als vorher, darinne, sondern auch Briefe, die von den bisherigen Vormündern des Knaben an den Amtmann gerichtet waren. Fröhlich, fast innerlich selig, setzte er sich mit dem Knaben in dem nächsten Städtchen auf die Post und kam glücklich und wohlbehalten bei uns an. Den Amtsschreiber fand er schon vor. Dem Amtmann erzählte er von dem erlebten Abenteuer nur so viel, als nöthig war.

Schon am Abend nach seiner Rückkehr hatte er meine Mutter mit allem Vorgefallenen bekannt gemacht, so wie von seinem

Entschlusse, mich, meiner Neigung gemäß, studiren und mich für jetzt das Gymnasium zu Weißenborn besuchen zu lassen. —

3.

Wie ich wirklich auf die Schule komme.

Meine Mutter, eine in ihrer Art zartsinnige und gefühlvolle Frau, vermochte, so lieb es ihr auch war, daß ich endlich auf die Schule kommen und die ersten Strahlen zu meinem künftigen Leuchten am Kirchenhimmel einsaugen sollte, doch kaum der Thränen sich zu enthalten, als sie nach einigen Tagen meine wenigen Habseligkeiten zusammenpackte. Ihr stilles Weinen verwandelte sich in ein lautes Schluchzen, als

mein bisheriger Lehrer ein Pennal mit einigen gebrauchten Federn und ein Tintengefäß zum Abschiede schickte. Wahre Antiken, die vor funfzig Jahren die Werkzeuge waren, mit denen er auf der Schule und Akademie die Ausflüsse gelehrter Geister in weiten papiernen Heftschläuchen auffaßte. Wie viel Ausdruck lag damals für mich in diesem, an sich unbedeutenden Geschenke! — Schon damals entgieng mir die Größe des Opfers nicht, das mein Lehrer mir brachte. Ich stellte mir ihn vor, wie er aus dem geheimsten Fache seines morschen Wandschranks diese Kleinode — wehmüthig lächelnd — hervorzog, sie bedächtig in der Hand wog und bei ihrem Anblicke sich in die alte, goldene, schon längst hinabgesunkene, Zeit verlor, die dunkle Gegenwart mit der damals rosenroth vor ihm liegenden

Zukunft verglich. Ich hörte die Worte ihn lispeln: theure Gegenstände, die ihr mich auf meinen mühsamen Wanderungen durch die wunderbar sich verschlingenden Gebiete der Wissenschaft nicht verlassen habt, euch will ich jetzt lassen! — Ich sah eine helle Thräne aus seinem Auge auf die geliebten Gegenstände fallen. — Aehnliche Vorstellungen mochten das Herz meiner Mutter in Bewegung setzen, da ihr Weinen — ein Schluchzen wurde.

Die Trennungsstunde schlug. Mein Vater, mit einem Tragbande über der Schulter, stand jetzt an der Thüre.

„Heinrich, — sagte er in einem Tone voll Wehmuth, gieb deiner Mutter die Hand, wir müssen fort."

Ziemlich gefaßt schritt ich auf meine

Mutter zu, um ihr die Hand zu reichen. Ihre Thränen, ihr durch die Thränen in Liebe lächelndes Auge brachen meine Fassung. Mit einem Ausdruck, der mich noch bis heute wehmüthig in der Erinnerung machen kann, sagte sie: Heinrich, mache deinen Aeltern Freude, verlasse den lieben Gott nicht, — bete. —

Sie konnte nicht weiter reden, der Schmerz erstickte ihre Worte, und als mein Vater ihr zurief: mach's kurz! — da riß ich mich gewaltsam los, drückte meiner kleinen weinenden Schwester die Hand und eilte mit meinem Vater zur Thüre hinaus.

Am Hause stand ein gewöhnlicher Schubkarren, mit meinen Habseligkeiten beladen. Um uns her hatten sich viele Knaben meines Alters versammelt, die mir theils trau-

rig, theils lustig zuriefen: leb wohl, Heinrich! — und aus den Fenstern der benachbarten Häuser schaute manches lächelnde, manches spöttische Auge. Einige, besonders bitterspöttisch verzogene Gesichter, die einigen grundreichen Nachbarn und Nachbarinnen angehörten, waren nicht dazu geeignet, meinen schmerzlichen Abschied zu versüßen. Ich fühlte, daß ihre stechenden Blicke sich mir noch tiefer ins Herz graben würden; ich suchte sie daher zu vermeiden und verließ mit niedergeschlagenen Augen das Städtchen.

Es wurde mir leichter, als ich erst im Freien neben meinem Vater herschritt. Der Weg, der durch eine liebliche Gegend führte, der Tag, der einen heitern Himmel über uns ausbreitete und das fröhliche Leben,

das sich neben uns in den Wiesen, über uns in den Lüften, vor uns in dem Walde — singend, zirpend, flatternd bewegte, gab mir bald eine frohmüthigere Stimmung. Bald zogen freundlichere Bilder an meiner Seele vorüber. Gärten mit tausend lieblich duftenden Blumen, — helle, durchsichtige Tempel mit zierlich geordneten Säulen, schattige Laubgänge, kühle Grotten, rieselnde Quellen, freundliche Engelsgesichter, Augen, aus denen ein Himmel voll Liebe lächelte, melodische Töne, die durch das Herz zogen und es mit Himmelslust anfüllten und den Namen Heinrich schmelzend in wunderbarer Verschlingung und Abwechselung wiedergaben, — Altäre, Kirchen mit schöngeschmückten Kanzeln, in Andacht hingesunkene Menschen, sanfte Jesusköpfe und fromme Marien, — das al-

les lag bunt und wunderlieblich unter einander vor mir. Nur dann wurden diese Bilder schwarz, unförmlich, riesenhaft, wenn mein Blick auf meinem stumm neben mir herfahrenden Vater und auf dem, aus der Ferne herüberschauenden Städtchen Weißenborn weilte, wohin unser Weg führen sollte. Mein Herz pochte, als der Karren, der meine Reichthümer trug, dumpf durch die Straßen Weißenborns rollte und gar sonderbar wurde mir zu Muthe, als ich einige Jünglinge, ganz anders gekleidet, als ich, mit Manteln, die nur auf einer Schulter hingen, aus einem großen Thore kommen sah, hinter welchem ich einen großen Hof und ein stattliches Gebäude erblickte. Studenten! raunte mir mein Vater zu. In einem Gasthause wurden meine Sachen untergebracht und wir wanderten dann mit

einander zum Rector des Gymnasiums. Unter dem Rector hatte ich mir ein eben so kleines Männchen mit braunen Augen, schwarzen Hosen und braunem Rocke gedacht, als der Rector unserer Stadtschule, mein bisheriger Lehrer, war. Ich war daher in etwas betroffen, statt eines Männchens, eine colossale Figur, in einem modischen Ueberrock gekleidet, mit Händen, deren jede — zwei Hände, wie sie mein Rector hatte, gegeben hätte, mit einem vollen glühenden Gesichte, aus welchem unter starkbuschigen Augenbraunen ein Paar lebhafte — graue Augen desto stärker und unheimlicher hervorleuchtete, je glätter die Stirne sich bis an das glattgestrichene Haar seiner Zopfperuque hinzog, uns entgegentreten zu sehen. Sein Gesicht rundete sich etwas zur Freundlichkeit, als ihn mein Vater mit

meinem Vorsatze, unter seiner Leitung mich den Wissenschaften zu widmen, bekannt machte. Doch das kaum gerundete verlängerte sich schnell, als er erfuhr, ich sey arm, bedürfe der Unterstützung und bitte um seine Gunst.

Wie weit ist Er denn? fragte er mich in einem unangenehm schnarrenden Tone, — indem er, — beide Hände in den Taschen, — seine Rockschöße in Bewegung setzte und mit einem künstlichen Schwung den Zopf seiner Peruque, der sich auf seine linke Schulter gebogen hatte, in gerade Richtung brachte, — wie weit ist Er im Lateinischen? kann Er decliniren, conjugiren u. s. w.?

Ich sah bei diesen Fragen meinen Vater an und dieser nahm stotternd das Wort:

lateinisch kann er noch nicht, denn das wird in unserm Orte nicht getrieben.

Ja, sprach drauf langgedehnt der Rector, wenn Er noch kein Lateinisch kann, da gehört Er nach Untersexta und da kann Er noch keine Ansprüche etwan auf einen Freitisch, oder sonstige Unterstützung machen. Inzwischen, setzte er tröstend und bedeutsam mit dem Kopfe nickend, hinzu, kann Er einstweilen ins Chor gehen, wenn Er zu singen versteht, das trägt jährlich keine unbedeutende Summe ein, gehe Er deshalb zum Cantor.

Hier machte er eine Art von Verbeugung und drehte uns den Rücken.

Der Cantor, den wir nun aufsuchten, empfing uns äußerst freundlich. Wir hatten einige Worte gewechselt, da hielt er mir

ein Notenblatt vor, das ich singen mußte und seine Freundlichkeit steigerte sich — und mit einem doppelten brav! klopfte er mich auf die Schulter, als er mich auch auf dem Claviere geprüft hatte.

Geh' Er, sprach er zu mir, in Gottes Namen ins Chor, Er soll nicht lange Ripienist bleiben, seine Stimme ist gut.

Mein Vater, durch diese Lobsprüche ermuntert, äußerte ihm nun seine Bedenklichkeiten, die er wegen meines Durchkommens hegte, weil der Rector mich noch unfähig zur Erlangung einer Freistelle hielt.

Was, erwiederte der Cantor, darum sey Er außer Sorgen, lieber Mann, das wird sich geben, das muß sich geben, gute Sänger kommen nicht alle Tage auf die Schule, lass' Er mich nur sorgen.

Der Mann hatte wahr gesprochen. Ich rückte in eins von den vier Chören ein und der Rector wieß mir wirklich eine Freistelle an, nach welcher ich täglich ein Pfund Brod und unmittelbar nach der Schule einige Löffel Suppe empfing.

4.
Wie mir's auf der Schule erging.

Mancher, der sich mit mir zu gleicher Zeit auf dem Gymnasium zu Weißenborn befand, und jetzt, indem ich dieses schreibe, die Waage der Themis hält, oder eine fette Heerde weidet, oder behaglich: dat Galenus opes! singt, — erinnert sich mit Vergnügen jener Jahre. Sie enthielten ja die Zeit, in der er nicht blos mit den Musen buhlte, sondern sich auch in die ersten unschuldigen Spiele mit dem geflügelten Schalk einließ, in der er nicht blos die oft so

schwere Feder führte, sondern auch den Thyrsus- und Jocusstab schwang. Ich erinnere mich zwar auch mit Vergnügen jener Jahre, aber mein Vergnügen knüpft sich nicht sowohl an die Erscheinung jener Jahre, als vielmehr an das Vorüberseyn ihrer selbst.

Einige Tage hatte ich auf meiner neuen Laufbahn zugebracht, da stellte sich, da ich mit einem Schuhmacher und fünf ältern Gymnasiasten eine Stube theilen und mit bellenden Magen die Schulstunden durchmachen mußte, das Heimweh mit aller seiner Stärke bei mir ein. Es mußte immer mehr wachsen, theils der Behandlung wegen, welche Neuangekommene von den größern Schülern erfuhren, theils auch der Pflichten wegen, welche mir mein Bene-

ficium auflegte. Die alten Schüler, mit denen ich zusammen wohnte, sahen es gar nicht gerne, wenn ich ein Buch zur Hand nahm, der eine trug mir dieß, der andere jenes auf, der eine verlangte Taback, oder Bier, der andere nöthigte mich, seinen Rock auszuklopfen, oder seine Stiefeln zu reinigen. Bei einer Weigerung, die gewöhnlichen Dienste zu verrichten und bei der Entschuldigung mit der Nothwendigkeit, daß ich zu lernen habe, setzte man mir Schimpfworte und Mißhandlungen entgegen. Was die Pflichten anlangt, die mit der Wohlthat, die ich genoß, verknüpft waren, so konnte der Wohlthatsstifter die Erfüllung eines Theils jener Pflichten unmöglich gewollt haben, denn sie waren von der Art, daß sie den Armen, den ohnehin das Gefühl seiner Armuth drückt und niederschlägt,

nicht nur noch mehr demüthigten und niederschlugen, sondern auch dem Studiren Hindernisse in den Weg legten und jeden freien Geistesaufflug hinderten. Noch jetzt glaube ich die Folgen der Ausübung jener unnatürlichen, dem Zweck des wohlthätigen Stifters entgegen ausgedehnten Pflichten an meinem Körper und an meinem Geiste zu empfinden. Ersterer ist schwächlich und letzterer erhebt sich selten zum eigentlichen Frohsinn, er mischt, ohne daß er es oft will, den Gegenständen, mit denen ich umgeben bin, meinen Geschäften, meinem Umgange immer etwas Trübes bei und — die Höhe, die er vielleicht bei einer freundlichern Behandlung erreicht hätte, ist eine mittelmäßige Stufe geblieben, auf die er mit seinen gelähmten Schwingen doch nur durch Anstrengung gelangt ist. Wohl mir, ich habe

mich gewöhnt, Alles aus einem höhern Gesichtspunkte anzusehen, Alles einer höhern Leitung zuzuschreiben. Nun erscheint mir gerade der Weg, den ich oft weinend zu bewandeln hatte, als der beste. Nun kann ich mit liebender Nachsicht mich an jene Männer erinnern, die den Armen auf der einen Seite unterstützten, aber auf der andern Seite ihm die nie wiederkehrende schöne Knaben- und Jünglingszeit trübten. Alles seine Zeit! — Auch das Heimweh hörte auf und ich gewöhnte mich nach gerade an den Ton meiner Stubenbekannten. Einen davon, der mich am glimpflichsten behandelte, gewann ich durch mein gefälliges Wesen so sehr, daß er sich meiner erbarmte, aus Neigung mir täglich eine Stunde Unterricht ertheilte und gegen die Anmaßung der Uebrigen mich kräftig in Schutz nahm.

Ein Jahr hatte ich, zwischen Mangel und Anstrengung getheilt, hingebracht, da ging an meinem trüben Lebenshimmel in meinem musikalischen Talente ein kleiner freundlicher Stern auf. In einem so kleinen Orte wurde ich durch dieses Talent, welches von den meisten durch das Vergrößerungsglas betrachtet wurde, das ihnen meine Jugend und meine kleine Figur vorhielt, bekannt und erwarb mir Freunde und Gönner. Einige Aeltern wagten es, mich in ihr Haus zu ziehen und mir ihre Kinder, ob sie gleich älter, als ich, waren, zum Unterricht in der Musik anzuvertrauen. Da sie mich mit ihren Kindern nicht allein ließen, sondern ein wachsames Auge auf den jungen Lehrer und seine Schüler hatten, so entsprach ich meistentheils den Erwartungen, die sie von mir hegten.

Ich schaffte mir durch diesen Unterricht bald eine solche Einnahme, daß ich im Stande war, viele Hauptausgaben allein zu bestreiten. Das alles konnte aber wohl nicht ohne alle geistige und körperliche Nachtheile abgehen. Die Zeit, welche Andere über ihren Büchern zu ihrer Vervollkommnung zubrachten, mußte ich mit Unterrichtgeben zubringen und während andere in der schönen Jahreszeit durch den unschuldigen Genuß der Naturfreuden sich erholten und zur muthigeren Gewinnung von Kenntnissen stärkten, mußte ich zu Hause bleiben und elend und ermüdet, die halben Nächte dazu verwenden, um am andern Tage nicht unvorbereitet vor meinen Lehrern zu erscheinen. Das alles inzwischen würde ich noch ziemlich freudig über mich genommen haben, wenn der Hausherr, in dessen Stube,

da meine Stubengenossen die Universität bezogen hatten, ich zuletzt mich noch allein aufhielt, nicht mehrmal etwas hart geäußert hätte, daß ich doch nicht so lange wachen und ihm im Schlafe stören möchte.

Um auf der einen Seite mich nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, mir eine andere, vielleicht kostspieligere, Wohnung aufzusuchen und doch auch auf der andern Seite zu leisten, was in meiner Lage zu leisten möglich war, verfügte ich mich, selbst im Winter, in meine hoch- und luftigliegende Kammer. Zwar brannte da mein mühsam genug erschwungenes Licht, aber im Ofen brannte kein Feuer, das auf das gewaltige Brausen des Wintersturms, der an mein kleines Kammerfenster schlug, mit seinem heimlichfreundlichen Knistern ge-

antwortet hätte. Wie oft wurde es mir unmöglich, das von der Kälte durchdrungene Buch länger zu halten, wie oft stand ich erstarrt und mit klappernden Zähnen auf und mein Bette vermochte mich nicht zu erwärmen. Die natürliche Folge einer solchen Lebensweise, Krankheit, blieb auch bei mir nicht aus. Beinahe hätte meine schwächliche Leibesbeschaffenheit ihr nicht Widerstand geleistet, doch der Himmel erbarmte sich meiner.

In wilden Phantasien trieb ich mich herum. Niemanden von denen, die sich um mein Bette gesammelt hatten, erkannte ich mehr.

In meinem Phantasiren war es mir, als hebe sich meine Körpermasse von der Erde in den Himmel. Hier erwartete ich unter

Greisen, Männern, Jünglingen und Kindern, in Angst und Thränen das Weltgericht. Bunte Menschenmassen zogen heulend und wehklagend an mir und meinen Bekannten vorüber, um das Wort des unsichtbaren Richters zu vernehmen. Ihre schmerzlich verzerrten Mienen und ihre krampfhaften Verzuckungen schnitten wie unsichtbare Dolche in mein Herz. Da erschien ein großer wunderbar farbiger und strahlender Engel, der seine Arme weit ausstreckte und in jeder Hand ein Flammensprühendes Schwert trug. „Zum Gericht" ertönte aus seinem Munde eine Stimme, die das Rückenmark zu Eis erstarren machte und durch alle Gebeine drang. Ein großer Zug anderer Engel zog hinter diesem her und jeder schob einen dunkeln Karren mit zwei Rädern, deren Herabrollen von der

Axe durch silbergraue, fortwährend sich krümmende Schlangen, die durch die Axe gesteckt waren, verhindert wurde. In jedem Kasten eines solchen Karren regte und bewegte sich's, wie wenn Millionen Skolopender, in bunten, blaugrünlichem Feuer spielend, durcheinander kröchen und über ihnen lag, mannichfach kreisend und in einander spielend und wirbelnd, ein trüber, lehmgefärbter Rauch. Kaum war der Zug vorüber, so zog auch mich und die Schaaren von Menschen, die neben und hinter mir standen, eine unsichtbare Macht vorwärts und ein blendender Lichtglanz leuchtete uns entgegen. Da trat uns, den Lichtglanz, so weit seine Gestalt reichte, verdunkelnd, ein unbestimmt gestaltetes Wesen entgegen, das in seinem Eidexenähnlichen Haupte ein Paar seltsamstrahlende und gleichsam stechende Augen,

in denen die feuergrüne und rothe Farbe vorherrschte, bald furchtbarlächelnd und grinsend, bald finster und ernst, herumrollte. Es blieb vor uns stehen und zog jedem glatte Fäden, die bald zu knotigen, stachelichten, rauhen, Faustdicken Stricken anschwollen, durch die Hände, während es zu gleicher Zeit grüne harzige Kiefernzapfen und enthäutete, blutige, glänzende Mäuse jedem gewaltsam in den Mund stopfte, — die noch lebten und unter widerlichen Zukkungen pfiffen und zischten. Ehe dieß Wesen mit seiner eckelhaften Abfütterung an mich kam, roch ich das starkduftende Harz und es drehten sich nach meinem Gefühle alle Eingeweide in mir herum. Mit Ungestüm rief ich den Namen des Lammes, das erwürget wurde, trat auf das Ungeheuer zu, drängte es, ob es mich gleich mit tau-

send Armen und Krallen zu packen schien, auf die Seite, fiel vor dem überirdischen Lichtglanz nieder und betete heraus aus meines Herzens Tiefe um Gnade. Da ward es dunkler und immer dunkler um mich her, der Harzgeruch verlor sich, meine Gefährten verschwanden, mir wurde unbeschreiblich wohl und nur wie aus weiter Ferne klang noch ein klägliches Schluchzen und Wimmern an mein Ohr. Dumpf brütete ich so vor mir hin, fühlte nichts, dachte nichts und nur ein leises schauerliches Brausen, wie von einem fernen Wehr in stiller Nacht, hallte unter mir fort. Erstaunen ergriff mich, als ich endlich meine Augen aufschlug und — noch nicht ganz fähig, die Bilder meiner Phantasie von der Wirklichkeit zu scheiden, — meine Aeltern und eine meiner Schülerinnen mit rothen verweinten Augen vor meinem

nem Bette erblickte. — Doch kam das Bewußtseyn der Wirklichkeit schnell und ich reichte meinen Aeltern die Hand und erfuhr nun erst, wie krank ich gewesen war. Der Arzt, der mich nur auf einige Augenblicke verlassen hatte und eben hereintrat, versicherte sie, daß nun alle Gefahr vorüber sey, daß ich jedoch mit Reden geschont werden müsse.

Am folgenden Tage fand ich mich sehr gestärkt. Zufällig fielen meine Blicke auf ein ziemlich erbleichtes Blumengewinde, das über der Thüre meiner Kammer angebracht war und ehemals eine Verzierung vorstellte. Das Blumengewinde war so gemahlt, daß an den Enden, an denen es zusammengefügt erscheinen sollte, sich einige lange Blätter gerade so ausstreckten, daß sie, in

einer fieberhaften Phantasie, zweien ausge=
streckten Armen ähnlich waren. Da däm=
merte in mir eine schwache Erinnerung an
alle die Gegenstände meines Phantasirens
herauf. Auch der Harzgeruch wurde mir
erklärlich, denn während meiner Fieberträu=
me hatten mir meine Aeltern Arznei reichen
wollen, welche harzähnlich duftete.

Meine Aeltern verließen Weißenborn, so=
bald sie mich außer Gefahr sahen.

5.

Meine Schülerin Bertha.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe ich mich von meiner Krankheit erholte und dieß war um so trauriger für mich, da, so lange mein Unterrichtgeben unterbrochen wurde, auch meine Einnahme aufhörte.

Eines Abends, da ich eben den Rest meiner Baarschaft für ein frugales Essen hinwegschicken wollte und darüber in trübe Gedanken versunken vor mir hinstarrte, öffnete sich die Thüre meiner Kammer. Aus mei-

nen Gedanken aufgeschreckt, richtete ich meine Blicke auf die Thüre.

Da die Dämmerung schon stark hereingebrochen war, vermochte ich nicht genau zu unterscheiden, was von der Thüre her auf mich zuschritt, oder vielmehr sich halb schiebend, halb walzend auf mich zu bewegte und dabei wie ein Thier schnarchte. Es war eine kurze, etwan die Höhe eines zwölfjährigen Kindes messende, breite, runde, dunkle Gestalt. Als sie mich erreicht hatte, blieb sie stehen, als warte sie auf meine Anrede. Mir fuhr ein Schauer durch alle Glieder und in halbem Schrecken fuhr mir's heraus: wer bist du, Unthier? —

Die gedrungene Gestalt schlug ein gällendes Gelächter auf, wobei sie sich seltsam be-

wegte und zwischen drunter das gräßlich schnarchende Athemholen hören ließ.

Schändlicher Spuk, rief ich und griff dabei nach dem dunklen Klumpen. Mir wollten die Sinne vergehen, als ich in einen Wald von starren Borsten griff und das unheimliche Geschöpf kichernd sich meiner Hand entwand und schnarrend unter den Tisch zusammenkauerte. Zitternd am ganzen Leibe, versuchte ich ein Licht anzuschlagen, — welches mir nur mit Mühe gelang. — Das Licht in der Hand — leuchtete ich unter den Tisch, sahe aber, daß das Ding walzend und drehend seinen Platz unter dem Tische verlassen und sich an die Wand gedrückt hatte. Bist Benedict, Benedict? — schrie das Ungethüm mit quiekender Stimme mir entgegen, indem es mit

dem unförmlichen Kopfe hin= und her=wankte und dabei wieder sein gällendes Gelächter aufschlug und dazwischen schnarchte und hergelte,

Ich glaubte plötzlich die Welt der Sagen verwirklicht zu sehen, denn ein häßlicher Gnome stand vor mir. Wie Reiser sträubten sich seine rothen Haare empor und zwischen den kleinen blinzelnden Augen stand eine Nase, die man für einen Säulenknauf hätte halten können, wenn nicht die daran befindlichen weiten Oeffnungen sie als Nase characterisirt hätten. Unter der Nase zeigte ein grinsender Mund einige Zahnfragmente und das breite und langgedehnte Kinn schien bis an die Gegend des Nabels zu reichen. Der ganze Kopf saß da, wo sonst wohl die Brust sitzt und an seiner eigentlichen Stelle

LB Coburg

ragte ein scharfer Auswuchs hervor. Die Arme hingen dick und stark bis über die Kniee; aber diese saßen fast ohne Oberbein an dem kugelichten Körper. Eine Weile betrachtete ich nicht ohne Scheu das Monstrum, es ließ sich aber dieß nicht lange gefallen, sondern quiekte von neuem: Bist Benedict, Benedict? — —

Der bin ich, erwiederte ich, aber was willst du, Ungeheuer von mir? —

Gespensterhaft kugelte sich der Kleine, der mir wie ein lebendig gewordener großer Alraunmann vorkam, wieder unter den Tisch, kam in gespensterhafter Bewegung wieder hervor und kreischte in schneidendem Tone: Bist Benedict, lieb Benedict, such' unter'm Tisch, lieb Berth'chen giebt's, kannst's brauchen!

Drauf drehte der Alraun sich walzend und schiebend, quiekend und kichernd, zur Thüre hinaus, ehe ich den Muth gewann, ihm den Rückweg abzuschneiden.

Auf einen Stuhl hingesunken — suchte ich mich zu sammeln und mich zu überzeugen, daß ich nicht träumte. Noch immer klang mir die abscheuliche Stimme in die Ohren: Bist Benedict, lieb Benedict, such' unter'm Tisch, lieb Berthchen giebt's, kannst's brauchen.

Was hat der Alraun, dachte ich, mit Bertha zu thun, sollte er meine Schülerin Bertha meinen? Bertha war nämlich die Schülerin, die, nachdem ich in meiner Krankheit aus meinen fieberhaften Träumen zu mir selbst kam, mit roth geweinten Augen an meinem Bette stand und mir

während meiner Krankheit manche Erquikkung gebracht hatte.

Unwillkührlich leuchtete ich unter den Tisch und — ein weißes Papierchen fiel mir in die Augen. Beim Oeffnen fielen drei Goldstücke in meine Hand und in dem Zeddelchen stand von unbekannter Hand geschrieben:

„Wollen Sie ein gutes Herz nicht schmerzlich verwunden, so verschmähen Sie diese Kleinigkeit nicht. Sie kömmt aus reiner Hand, — doch kein Wort darüber müsse über ihre Lippen kommen.“

Lieb Berthchen giebt's, schrie der Zwerg, — ja das ist von Bertha, die liebe Seele kennt deinen Mangel, sagte ich zu mir selbst. Meine Gedanken verweilten anhal-

tender, als ich meinte, bei der edlen Gestalt der sich entfaltenden Jungfrau. Ein eigenes wonniges Gefühl durchbebte mich bei dem Gedanken an sie und — es wollte mir manches in ihrem Betragen gegen mich klarer werden und ich fühlte mich versucht, so manches aus der besondern Quelle herzuleiten, die in des Herzens Mittelpunkt quillt.

Ist es denn aber Bertha, von der diese Zeilen herrühren, das ist ja nicht ihre Hand, — kann der kleine Alraun nicht an einen Unrechten gekommen seyn? — Doch das ist nicht möglich, er nannte dich ja bei deinem Namen. Wenn es aber Bertha ist, darf sie das thun? — Warum thut sie's? — Wissen ihre Aeltern darum?

Indem ich noch so hin- und herfragte

und untersuchte, kam mein Hausherr, der seit meiner Kränklichkeit jeden Abend mich besuchte, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, zu mir und seine ersten Worte waren: ist denn der blöde Michel nicht bei Ihnen gewesen? er hat vor einer Stunde nach Ihnen gefragt.

Der blöde Michel, erwiederte ich, wer ist der?

Nun, sollten Sie denn Forstmeisters Zwerg, den blöden Michel, nicht kennen, der draußen auf des Forstmeisters Gute sich aufhält und zuweilen herein kommt und kleine Bestellungen besorgt?

Der blöde Michel, — Forstmeisters Zwerg, — such' unter'm Tisch, — lieb Benedict, — brummte ich vor mir hin, lieb Berthchen giebt's! — und der Hausherr,

der wohl meinen Verstand von der Krankheit noch angegriffen halten mochte, entfernte sich.

Die Lust zum Essen war mir vergangen, ich dachte an Nichts, als an Bertha. Es schien mir ausgemacht, daß sie die Geberin der Goldstücke sey und ich wurde ungewiß, welchen Entschluß ich fassen sollte. Zurückgeben, oder behalten, wie es im Billet stand, — im ersten Fall ein gutes Herz schmerzlich verwunden?

Der Schlaf unterbrach endlich meine Gedanken, aber der Traum spann sie nach seiner Art weiter aus. Er ließ mich mit Bertha bald Arm in Arm durch Blumengefilde wallen, bald ließ er mich einen heißen Kuß auf ihre Lippen drücken, bald ließ er den Forstmeister in grimmiger Geberde

vor mich hintreten, oder verwandelte muthwillig die liebliche Bertha, indem ich sie zu umarmen im Begriff stand, in den häßlichen Zwerg, der mir kichernd seine struppigen Haare ins Gesicht wischte.

Am andern Morgen beschloß ich, von dem Gelde Gebrauch zu machen, gegen Bertha Nichts davon zu erwähnen, aber doch auf eine feine Art darauf hinzudeuten, daß ich nur aus Folgsamkeit meinem Munde ein Siegel aufdrücke. Ob es so Recht war, will ich nicht entscheiden; aber zwei Punkte will ich nur dabei zu bedenken geben, meine Jugend und meine Lage.

6.

Wie ich thörichter Weise der Liebe mich hingebe.

Mein erster Ausgang, den meine völlige Genesung mir verstattete, war in das Haus meines Arztes gerichtet, der, in völliger Kenntniß meiner Lage, zartsinnig und großmüthig, jegliche Vergütung seiner gehabten Mühe auf eine mehr, als schonende Weise, zurückwies. Vom Arzte aus verfügte ich mich zu Bertha's Aeltern. O wie freundlich wurde ich da empfangen! In meiner Aeltern Hause hätte mir kein freundlicherer

Empfang bereitet werden können. Es war, als hätte meine Krankheit sie fester an mich und ihre Wohlthätigkeit mich fester an sie geknüpft.

Bald ging alles seinen gewöhnlichen Gang wieder. Ich gab wieder Unterricht, fror noch einen Winter hindurch, um dann im Frühjahre die Akademie zu Schönthal zu beziehen.

Vieles hatte aber eine andere Gestalt gewonnen seit meiner Krankheit. Ich stand in meinem neunzehnten Jahre und ich konnte mir's nicht verheelen, daß jeder Gedanke an die siebzehnjährige Bertha und jedes Anschaun derselben eine eigene Glut in meinem Innern anschürte, um so mehr, da in ihrem Betragen Manches lag, von dem ich auf ein ähnliches Feuer, das in

ihrem Innern für mich brannte, schließen zu können vermeinte. Oefters überraschte ich mich, während sich ihre Hände auf den Tasten bewegten, bei einem Versunkenseyn in ihre Reize, besonders wenn sie sang und die im Liede ausgesprochenen Empfindungen auch eine Welt voll Empfindung in dem sich höher hebenden Busen lebendig zu machen schienen.

Ihr Vater, der Forstmeister und ihre Mutter waren Menschen, die aus einer bessern versunkenen Welt herüberragten, gleichsam Grenzsteine, aus welchen das Beste aus der Vor- und Mitwelt verzeichnet stand. Sie, selbst gut, nahmen die Menschen, mit denen sie in Berührung kamen, von der besten Seite. So fanden die Harmlosen Nichts Anstößiges darinne, wenn ich, außer

wel-

welchem weiter keine jungen Leute Eingang in ihr Haus fanden, nach vollendeter Stunde Bertha's kindliche Neckereien erwiederte und manchmal sogar mit einem flüchtigen Kusse zu strafen wagte.

So standen die Sachen bis einige Wochen vor meinem Abgange auf die Universität. Nach meinen, freilich zu früh aus ihrem Schlummer geweckten Gefühlen glaubte ich zuletzt fest an Bertha's Liebe zu mir. Beim Weggehen aus ihrem Hause, suchte sie stets, wie ich recht gut wahrnehmen konnte, Gelegenheit, mir das Geleite bis an die Hausthüre herab zu geben. Dem Kühnen, der einst beim Weggehen glühende Küsse auf ihre schwellenden Lippen zu drücken wagte, wieß sie in seine Schranken nicht nur nicht zurück, sondern sie erwiederte sie

auch. Je näher die Zeit meines Scheidens rückte, desto unbefangener gab sie sich mir hin, wenn ich sie mit aller Glut der ersten Jugendliebe an mein Herz riß.

Als ich aber einst kam, um, wie gewöhnlich, meinen Unterricht zu beginnen, fand ich einen schönen jungen Mann bei dem Forstmeister in angelegentlicher Unterhaltung mit Bertha. Mehr, als vornehm, erwiederte er meine höfliche Begrüßung und Bertha schien mich kaum zu bemerken. Auch die beiden Alten kamen mir kalt und sonderbar verlegen vor. Ich entfernte mich so schnell als ich gekommen war, ein nothwendiges Geschäft vorschützend, da ich mir auf einmal wie ein Bettler gegen den vornehmen und gewandten jungen Mann vorkam. Das Gefühl meiner Armuth drohte in diesen Au-

genblicken mir das Herz zu zersprengen. Man schien sich zu freuen, als ich, halb bebend, den Hut ergriffen hatte und in Bertha's Gesichte glaubte ich ein freudiges Lächeln wahrzunehmen. Mit mir selber entzweit, kam ich in meiner Wohnung an und rettete mich in mein einsames Kämmerlein. Mit starken Schritten und verschränkten Armen ging ich auf und nieder, brach in Verwünschungen über das ganze weibliche Geschlecht aus, fluchte über die Ungleichheit der Güter, wünschte mir ein Herz von Stein, ein Blut wie Eis und verließ in einer Art von Wuth meine Kammer, hinausstürmend ins Freie.

War es die abendliche Kühle, war es der Sternenschein, der durch zerrissene Wolken mild in mein zerrissenes Herz fiel und mich

zu mir selbst brachte, — ich wurde ruhiger, brachte es zuletzt gar zu dem Urtheile, daß es thöricht sey, jetzt schon an Liebe und an das, was ihr in der Regel folgt, an eine Verbindung zu denken, wenn man noch nicht wisse, wohin man sein Haupt legen solle. Gefaßter trat ich wieder in meine Wohnung. Aber es war nur eine Scheinruhe, ich hatte mich zu trösten gesucht wie der Fuchs bei den Trauben.

Mit erkünstelter Kälte erschien ich am folgenden Tage in Bertha's Wohnung. Recht stolz und gleichgültig wollte ich mich ihr zeigen; allein des herrlichen Sängers von Andes:

„improbe amor, quid non mortalia
pectora cogis!“

bewährte sich nur zu sehr an mir. Bertha

that nicht nur nicht, als habe sie sich in ihrem Betragen je gegen 'mich geändert, sondern sie war auch freundlicher, zarter, zuvorkommender, als je, gegen mich. — So schmolz die dünne Eisrinde, welche ich mühsam um mein Herz gelegt hatte, nur zu bald von dem brennenden Feuerblick der Liebe, mit welchem Bertha Funken in mein Herz sprühte. Auch nicht den leisesten Vorwurf wagte ich, ich vergaß alles, ich dachte nicht mehr an meine Jugend, nur an sie, die Angebetete. Die süßen Ahnungen einer herrlichen Zukunft durchbebten mich, ob ich gleich in Erfahrung gebracht hatte, der junge Mann, den ich an jenem Abend bei Bertha fand, sey ein Baron, der mit ihr in eine ernste Verbindung zu treten wünsche.

Der Tag meines Weggangs von der Schule erschien und so trat die zweite wich-

tigere Periode meines Abschiedes von lieben Menschen ein. Mit zitternder Brust und mit einer Wehmuth, wie sie sich meiner bei meinem erstmaligen Abschiede vom älterlichen Hause nicht bemeistert hatte, trennte ich mich von dem Forstmeister, seiner Gattin und mit schwererem Herzen von der Tochter. Er bemerkte meine Wehmuth und drang mir mit Gewalt, um mich zu ermuthigen, noch einige Gläser Wein auf. Er sprach wenig, aber sanft zu mir und als ich endlich mit schwimmenden Augen meinen Hut ergriff, schloß er mich, wie ein Vater seinen Sohn, innig an sein Herz.

Lieber Benedict, sagte er, Sie gehen einen schweren Gang, das weiß ich, doch — es ist um einige harte Jahre zu thun. Halten Sie Ihre bisherige Freundin, die

Religion, ferner werth, verlieren Sie Ihr schönes Ziel, in des Herrn Weinberg ein tüchtiger Arbeiter zu werden, nicht aus dem Auge und — Gott wird Sie segnen, Sie werden wohlbehalten und als brauchbarer junger Mann uns in einigen Jahren wiedersehen, — leben Sie wohl.

So schob er mich sanft und weinend von sich, — Bertha's Mutter drückte mir die dargereichte Hand — und unvermögend, ein Wort zu reden, faßte ich Bertha's Hand, zog sie an meine Lippen, fühlte meinen sanften Druck derselben erwiedert und eilte hinweg, um im Freien meinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Es gelang mir schlecht. Tieftraurig kam ich zu meinen Aeltern, welche — schonend und zart — keine Bemerkung über meinen Schmerz

machten, weil mein Vater von Zeit zu Zeit Erkundigungen nach mir eingezogen und nie etwas Schlechtes von mir erfahren hatte, das er als den etwanigen Grund meines Schmerzens anzusehen berechtigt gewesen wäre.

7.

Wie ich die Bekanntschaft eines trefflichen Köhlers mache.

Bei meinen Aeltern entwarf ich den Plan zu meinen fernern Studien. Nichts fand mehr Schwierigkeit, als die Art, mit welcher ich mein Leben auf der Universität fristen wollte. Denn ob ich wohl um Stipendien angehalten hatte, so wurden doch meine gegründeten Ansprüche an sie dadurch ungeltend gemacht, daß sie schon auf zwanzig Jahre hinaus vergeben waren. Auch

meine Bitte um eine freie, oder doch wohlfeile Tischstelle schlug fehl.

Da gab mir mein Vater in Angst und halber Entrüstung den Rath, ich sollte den Gedanken, die Universität zu besuchen, fahren lassen, und mich um eine eben erledigte Schulmeisterstelle melden. Die Unmöglichkeit wohl begreifend, mich ohne Unterstützung auf der Akademie fortzubringen, machte ich noch einen Versuch bei dem Fürsten. Wohl mußte ich meine Lage kläglich dargestellt haben, denn ich that keine Fehlbitte. Hoch auch jubelte mein Vater und meine Mutter weinte vor Freude, als das ersehnte Schreiben anlangte, worinne die Zusicherung einer freien Stelle enthalten war. Voll Freudigkeit reisete ich des Abiturientenexamens wegen in die Hauptstadt.

Ich war noch nie da gewesen und der Weg dahin war mir unbekannt. Um einen Theil der Weglänge abschneiden zu können, mußte ich, nach meines Vaters Weisung, einen Pfad durch den großen fürstlichen Wald einschlagen. Gegen Abend hin verlor ich den Weg und meine Bemühung, mich wenigstens aus dem Walde zu finden, war fruchtlos. Wie verzaubert war ich wohl zwölfmal auf denselben Punkt wieder zurückgekommen, an dem ich schon gewesen war. Zu meinem Troste, — denn ich war ermüdet, der Schweiß träufelte von meiner Stirne und es dunkelte schon, — roch ich Meilerrauch. Ich richtete meine Schritte darauf hin und stand bald vor einer Köhlerhütte, an deren Eingang ein riesenhafter Kohlenbrenner sein kurzes Pfeifchen schmauchte und in deren Mitte ein Weib mit der Zu-

bereitung eines frugalen Köhlermahles beschäftigt war. Ich fragte, nicht ganz ohne Furcht, wo der Weg in die Hauptstadt gehe und wie weit es noch dorthin sey?

Junger Gesell, erwiederte er in einem rauhen, aber Zutrauen erweckenden Tone, Er hat sich verirrt. In die Hauptstadt hat Er noch drei gute Stunden, es wird Nacht, den Weg durch den Wald findet Er ohne mich nicht, die Nacht ist auch nicht immer des Menschen Freund, — weiß Er was, bleib' Er die Nacht bei mir, — morgen früh bei rechter Zeit bring' ich Ihn auf den gebahnten Weg.

Ich sah bei diesen Worten den Mann in sein, vom Kohlenstaub geschwärztes, Gesicht und fand darinne nicht nur nichts Verdäch-

tiges, sondern im Gegentheil Züge der Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit.

Topp, sagte ich, ich bleibe, aber um einen Bissen Brodes bitte ich, — denn mein Magen brennt vor Hunger.

Nu, nu, erwiederte er, mit dem Hunger wird's so gewaltig arg nicht seyn, Er sieht mir eben nicht darnach aus, als ob die Arbeit seine Sache sey. Nur wenn man tüchtig gearbeitet hat, brummt der Magen. Uebrigens, fuhr er fort, indem er mich bei der Hand faßte und in die Hütte zog, — übrigens werden wir gegen seinen Hunger wohl noch Rath wissen. Sieht Er, da wird eben gekocht! Der liebe Gott gibt auch dem Köhler, was er braucht und wohl noch mehr. Dort in dem Loche, das ich gegraben habe, läßt er so viel Wasser sich

sammeln, daß ich meinen Durst löschen kann und ein Taubennest, oder ein Nest voller Spechte, das er mich finden läßt, liefert mir einen Braten, der nicht zu verachten ist. Spechte habe ich jetzt gerade nicht, auch keine Tauben, aber eine kräftige Köhlersuppe und die soll Er mit uns essen. Er hat wohl noch keine Köhlersuppe gegessen, das seh' ich Ihm wohl an, aber das wird nichts zu sagen haben, sie wird Ihm schon schmecken. — Liesel, spude dich, daß du fertig wirst, der Gesell hat Hunger.

So plauderte der treuherzige Köhler fort, bis die Suppe fertig war. Auf einer von Tannenreißig zusammengeflochtenen Bank ließen wir uns nieder. Seine Tochter, eine Person von etwa dreißig Jahren, die fast eben so rußig aussah, als ihr Vater,

nahm eine hölzerne Schüssel auf ihren Schooß und ihr Vater und ich, an ihrer Seite uns niederlassend, aßen daraus mit reinlichen hölzernen Löffeln, nachdem der Alte laut und herzlich gebetet hatte.

Na, schmeckt's, Gesell? fragte er mich gutmüthig. Meine Versicherung nicht erst abwartend, ergoß er sich in Lobeserhebungen über seine Liesel. Das Mädel, sagte er, versteht einen feinen Meiler zu machen, so gut, als ich, und wenn ich 'mal todt bin, setzt sie mein Geschäft fort.

Das einfache Mahl, das, vom Hunger gewürzt, mir trefflich schmeckte und dem eine gewisse Feierlichkeit dadurch gegeben wurde, daß das Feuer, das in der Hütte brannte, eine eigene schauerliche Glut auf die dunkeln Gesichter warf, endigte sich mit einem

brünstigen Dankgebet aus dem Munde des Köhlers. Na, Liesel, begann er nach dem Gebete, verhalte dich ruhig. Gesell, jetzt muß ich mein Vieh füttern! — Ich sah ihn fragend an, er aber pfiff und schnalzte und drängte mich dabei sanft in den hintersten Theil der Hütte. — Es dauerte nicht lange, so flatterte es auf den Bäumen, dann auf der Hütte und zwei Rothkehlchen trippelten in den Eingang der Hütte und fraßen die Mehlwürmer, welche der Köhler ihnen hinwarf. Drauf wurden die artigen Geschöpfe kühner, wagten sich an den rußigen Mann heran, flatterten auf seine Schulter und fraßen die Würmer aus einem dünnen Federkiel, den er im Munde hatte und ihnen entgegenhielt. Als die Thiere von ihrem schwarzen Freund und Liebling gespeis't worden waren, hüpften sie

aus

aus der Hütte und schmetterten, wie aus Dankbarkeit, schon unter dem nächsten Gesträuche ihre lieblicheinfachen Töne. Ich war gerührt und drückte die Schwielenhand des frohen Waldbewohners. Unterdessen war es ganz finster geworden.

Gesell, begann nun der Köhler, leg' Er sich in Gottes Namen dort auf die Bank, denn morgen, sobald der Tag graut, weck' ich Ihn und bring' Ihn auf den Weg. Er braucht sich nicht zu fürchten, wir sind ehrliche Leute und glauben an einen Gott!

Die Müdigkeit schloß mir, da ich mich auf die geflochtene Bank hingestreckt hatte, bald die Augen und süß war mein Schlummer. Ich erwachte von den Tönen eines Morgengesanges, den die beiden Waldbewohner vor der Hütte anstimmten:

„Seele, du mußt munter werden,
Denn der Erden
Blickt hervor ein neuer Tag.
Komm, den Schöpfer dieser Strahlen
Zu bezahlen,
Was dein schwacher Dank vermag.“

Wunderbar ergriffen, erhob ich mich von meinem Lager und trat leise an den Eingang der Hütte. Da lag der Vater und die Tochter an ihren Meilern, deren hie und da hervorbrechende Glut zauberhaft die beiden Gestalten erleuchtete, auf den Knieen mit gefalteten Händen und Himmelwärts gerichteten Blicken. Gerührt sank auch ich in der Hütte auf meine Kniee und sprach die Worte nach, die sie wie aus der Tiefe ihres Herzens heraufsangen. Hie und da stimmte ein wachgewordener Vogel mit ein

in ihren Gesang und — während hinter dem, der Hütte gegenüber liegenden Berg, der Mond mit seinem Silberlichte schwand, fiel der Vorglanz der Sonne, der in Osten leuchtete, den beiden Andächtigen ins Gesicht und gab ihnen ein seltsamliebliches Ansehen. Endlich erhoben sie sich. Guten Morgen, rief der Alte, da er mich schon vor der Hütte traf, guten Morgen, Gesell! — und schüttelte mir dabei mit Biederherzigkeit die Hand, — das freut mich, daß Er schon munter ist!

Liesel, fuhr er fort, gieb da dem Gesellen ein Stück Brod zum Imbiß und mir bringe den Kober, vielleicht find' ich, wenn ich da den Gesellen auf den Weg bringe, einige Schwämme zur Mittagskost!

Ich dankte für Pflege und Nachtlager

und folgte meinem Köhler, der schon rüstig vor mir herschritt und eine Choralmelodie vor sich hinpfiff.

Er ist wohl recht glücklich, lieber Mann, unterbrach ich sein Pfeifen? —

Das will ich meynen, erwiederte er. Sieht Er, ich thue meine Schuldigkeit und so kann ich mich meines Lebens freuen. Wenn ich so in dem frischgrünen Wald um mich herschaue, in der Nacht über mich blicke und die Schaar der feinen Sterne ansehe, o Gesell, da geht ein anderer Sternenhimmel in meiner Brust auf, ich fühle, sehe, schmecke meinen Schöpfer und preise ihn mit Jauchzen. Schickt der Herr endlich seinen Tod, — Freund, — da weiß ich wohl, daß ich über manchen zu stehen komme, für den ich hier kohlte, und daß

ich dort oben wohl leuchten werde, wie der feinste Stern.

Sieht Er, dort drüben auf jenem Berge ist das Dörfchen, in welchem ich mich aufhalte, wenn der Winter seine Nebel- und Schneehaube dem Walde aufsetzt. Es hat nicht mehr, als neun Häuser, aber Leute wohnen darinne, die trotz ihrer Arbeit und Armuth zufrieden sind, die keine erkünstelten Bedürfnisse kennen, wie ihr Stadtleute. Sie sind gute Nachbarn, fleißige Arbeiter und ihre Pflichten erfüllen sie, ohne darauf zu pochen. Ihr ehrlicher Name ist ihnen lieber, als Reichthum. Ich für meine Person, ich schnitze im Winter Spielsachen von Holz und meine Liesel spinnt Flachs und Baumwolle. Er sollte uns einmal besuchen, da würde Er uns nicht kennen, denn

so rußig wir jetzt aussehen, so reinlich sieht es dort in unserm Häuschen aus. Ja, das muß wahr seyn, auf schneeweiße Bettvorhänge und Koller wird im Winter etwas von mir gehalten. Doch so wohl mir's da drüben gefällt, so ist mir's dennoch unmöglich, noch zu bleiben, wenn sich die Erde wieder mit Grün bedeckt. Wenn ich da nun herüberkomme in meinen freundlichen Wald, da liege ich oft unter Blumen im Schatten des Gebüsches, habe über mir den blauen herrlichen Himmel. Das darf Er mir glauben, da ergreift mich es oft innerlich und hebt mich, als sollte ich zur blauen Decke empor, da fallen mir denn allerlei herrliche Lieder ein und meine Gedanken reimen sich auch oft von selbst, — ich preise die Blume, den Wald, das Gras, die Sonne, den Himmel.

Es that mir leid, daß der gebahnte Weg, den wir jetzt erreicht hatten, seine Geschwätzigkeit unterbrach.

Hier sind wir, sagte er, an Ort und Stelle, weiter braucht Er mich nun nicht. Wenn Er, — und dabei reichte er mir die rußige Hand, — sich wieder einmal im fürstlichen Walde verirrt, so mach' Er, daß Er meine Hütte findet und ich werde Ihm den Weg gerne zeigen.

Ich bot ihm etwas für seine Bemühung, aber sein rauhes, was da? was Bemühung? — reis' Er mit Gott! — ließ mich nicht zum Zwecke kommen und eh' ich mich dessen versah, war er in dem Gebüsche verschwunden! —

Ein natürlicher, unverdorbener Mensch!

scholl es in mir, welch' ein Glück, — wenn solche Seelen auch in äusserlich geschliffenen Menschen immer wohnten! —

8.

Wie ich die Akademie beziehe.

Das Examen in der Hauptstadt bestand ich glücklich. Mein Vater war darüber höchst erfreut, und schaffte gleich nach meiner Ankunft im älterlichen Hause meinen kleinen Koffer selbst in die vierzehn Meilen weit entlegene Universitätsstadt Schönthal, wo einer meiner Bekannten schon eine, meinen Verhältnissen angemessene, Wohnung für mich in Beschlag genommen hatte.

Erst als mein Vater von seinem beschwerlichen Wege wieder bei uns angekommen war, traf ich die nähern Anstalten zu meiner eigenen Abreise.

Meines Vaters Jagdtasche bepackte ich mit den hebräischen Büchern alten Testaments und den griechischen des neuen, legte dazu einige meiner Lieblinge Homeros und Anakreon, Virgil und Horaz u. s. w. — Meinen Beutel, in welchem sich noch einige Gulden von dem Gymnasium her befanden, füllte mein Vater mit dreißig Gulden und setzte seufzend hinzu: das ist Alles, mein Sohn, was ich dir auf ein halbes und wahrscheinlich auch auf ein ganzes Jahr werde geben können, der über uns lebt, wird ja wohl helfen. —

So ausgerüstet, ergriff ich an einem

herrlichen Frühlingsmorgen, da noch ein zarter Duft über den Fluren schwamm, den Wanderstab und schritt nach einem wehmüthigen Abschiede von meinen Aeltern, besonders von meiner guten Mutter, aus dem Städtchen. Der Grund, aus welchem der Abschied von meiner Mutter mich besonders wehmüthig machte, lag wohl in der unbeschreiblichen Innigkeit, mit der sie ihre mütterlichen Ermahnungen an mich aussprach. So mild kann selten ein Vater im Allgemeinen werden. Ob gleich der Sohn auch sein Sohn ist, so steht er doch der Mutter näher, hat unter ihrem Herzen gelegen, hat ihr Schmerzen gemacht und ihr in den ersten Zeiten seines Daseyns — mehr, als dem Vater, schlaflose Nächte verursacht. Der Mutter, welche mit ihrer Wirksamkeit zumeist an das Haus gewiesen ist, thut es

besonders weh, wenn nun der, der ihr so viel kostete, aus dem Hause geht, während es ihr noch unbekannt ist, ob sie ihn wohlbehalten an Seel und Leib wiedersieht. Die weibliche Seele überschaut, auch wenn ihre Tugend sie vor eigenen Erfahrungen in dieser Rücksicht bewahrte, weit leichter die vielen Netze, welche dem Jüngling, der noch der Unschuld unverkennbaren Ausdruck in seinem Gesichte trägt, von weiblichen Wesen schlechterer Art gestellt werden. Dieß Alles mochte auch meiner Mutter vorschweben, als ich in eine, allerdings weit mehr Gefahren, als die kleinere Schulwelt, in sich schließende Universitätswelt eintreten und den ersten Schritt dahin von der sorgsamen Mutter hinweg thun sollte. Der Blick, mit dem sie mich ansah, hat sich bis jetzt in meiner Erinnerung erhal-

ten und — dieser einzige Mutterblick, in welchem alle Muttersorgen, Freuden, Erwartungen, gelegt zu seyn schienen, ist mir in der Folge oft ein treuer Warner in Versuchungen zum Unrechten geworden.

Die Last, welche der Abschied und die Erwägung meiner ärmlichen Lage auf meine Brust legte, wurde leichter, nachdem ich einige Stunden gewandert war. Um mich her hatte ja der Frühling alle seine Reichthümer an Farben und Blumen ausgelegt und lächelte aus tausend Blumenaugen mich freundlich an. Aus den Kehlen der Nachtigallen, die in einem, weit hin sich ziehenden, Erlengebüsch, ihre Brautbetten aufgeschlagen hatten, tönte nichts als brünstiger Liebe Ruf zu mir herüber. Noch nie, so schien es mir, hatte der Frühling

so wohlthätig auf mich gewirkt. Als ich das Leben der vielen Insekten auf den am Wege mit Millionen weißer Blüthen prangenden Schlehenhecken, das lustige Aus- und Einfliegen so mancher Vögel beschaute und bald lange Strecken von weißen Weinblümchen fand, die gar bescheiden unter dem saftigem Grün der wilden Stachelbeersträuche hervorguckten, bald gelbe glänzende Schmeerblümchen, auf welchen alles Gold des Sonnenscheins ruhte, bald blaue Chamädrisblüten, die mit den hellblauen Augen des Vergißmeinnicht wetteiferten, da fiel mir der große göttliche Freund der Natur ein, der so schön und tröstlich sprach: „sehet die Vögel unter dem Himmel, sehet die Blumen auf dem Felde!" und wandte das Tröstliche, das er daraus zog, auf mich an.

Muthig, — rief ich mir selbst zu, — der die Erde kleidet und für Millionen ihrer Bewohner einen großen Tisch gedeckt hat, wird auch dich nicht verlassen! — Ruhigheiter schritt ich fort durch den Tempel Gottes, in welchem so viele Rauchaltäre dufteten, so viele Töne des Danks und der Freude hallten und ich setzte meiner Wanderung für diesen Tag ein Ziel, als schon in dem großen Tempel, in dem ich so viel Andacht gehabt, so viel Trost gefunden hatte, die Himmelskerzen brannten.

In einem Dorfe machte ich Halt. An ein Gasthaus war da nicht zu denken, hingegen hatte der wohlhabende Schulze des Orts es sich zur Pflicht gemacht, Reisende, die nicht weiter konnten, besonders aber reisende Studenten aufzunehmen. Mir,

dem Ermüdeten, that es wohl, als ich im Schulzenhause freundliche Gesichter, eine helle Stube, ein sauberes Bett und ein schmackhaftes Essen fand. Als ich am andern Morgen nach einem erquickenden Schlafe, der mir die Müdigkeit aus den Gliedern gezogen hatte, die Zehrungskosten berichtigen wollte, überreichte mir der Schulze ein Buch, in welchem die Namen derer standen, die bei ihm, den sie Studentenvater nannten, freundliche Pflege gefunden hatten. Beim Ansetzen der Feder fand ich den Namen meines Vaters als den zuletzt eingezeichneten. Diese Bemerkung lockte mir ein freudigwehmüthiges Ach! ab. — Der Studentenvater hatte kaum meinen Namen gelesen, als er mir die Hand drückte und gutmüthig sagte: Lieber Sohn, reiset in Gottes Namen weiter,

ter, und fragt mich ja nicht, was Ihr schuldig seyd. Kommt Ihr ferner durch unser Dorf, so rechnet darauf, daß Ihr bei mir ein freundliches Gesicht und ein freies Quartier findet! —

Wie wohl mir diese Güte aus der Patriarchenwelt that und wie dankbar sie mein Herz empfand, ist begreiflich, da eines einzigen Groschen Ersparung meinem Iruszustande vortheilhaft seyn mußte.

Nunmehr, du guter Alter, wird in einer bessern Welt die Gastfreundschaft gegen dich geübt, die du so gerne übtest in dieser Welt!

Der Abend wollte eben hereinbrechen, da erreichte ich Schönthal. Ich fand an dem

Besitzer des Hauses, in welchem ich wohnen wollte, einen einnehmenden Mann. Schon am folgenden Tage wurde mir Gelegenheit gegeben, den Ton der Studirenden kennen zu lernen.

Ganz ruhig stand ich an der Hausthüre, im Begriffe, mich in der Stadt umzusehen, indem die Collegien noch nicht begonnen hatten, — als zwei Musensöhne, phantastisch gekleidet und geschnurrbartet, an mir vorübergingen. Vielleicht bewirkte das Neue und Auffallende, das ihr Anblick für mich hatte, mein längeres Nachschauen — und jene merkten sogleich, daß ich ein Neuangekommener sey. Daher kehrten sie wieder um — und der eine, der mich dabei spöttisch fixirte und die Nase rümpfte, sagte in einem stechenden Tone: pfui! pfui! — da

riecht's nach Fuchs! — Ohne darauf etwas zu erwiedern, auch ohne mich auf irgend eine Weise beleidigt zu fühlen, ging ich von meiner Thüre in die entgegengesetzte Straße. Jedoch war es mir nicht entgangen, wie einige in der Nähe wohnenden ein gällendes Gelächter mir nachschickten. Jetzt that mir jener, im Grunde gar Nichts sagende Ausdruck wehe, denn es kam das Gefühl meiner Armuth dazu und mit ihm die Wahrscheinlichkeit, wie manches Unangenehme mir noch bevorstehen würde. Die Wehmuth, die mich ergriff, würde vielleicht auf der Straße meine Thränen hervorgelockt haben, wenn nicht der Freund, der mir meine Wohnung besorgt hatte, mir zufällig begegnet wäre und mit allem Feuer, dessen ein frisches, jugendliches Gemüth fähig ist, mich an's Herz gedrückt hätte,

Nun fiel mir's wie eine Centnerlast von meiner Brust. Ich theilte ihm die Veranlassung meiner wehmüthigen Stimmung mit, er aber lächelte und sagte: darüber mußt du dich hinwegsetzen, hier unter den Musensöhnen herrscht einmal ein eigener freier Geist, der aber so schlimm nicht ist, als man gemeinhin glaubt. Du siehst da, fuhr er fort, gleich wieder drei, vier, welche ihr Pfeifchen, dem Verbote zum Trotz, auf öffentlicher Straße rauchen. Du wirst gewiß recht gut durchkommen, wenn du deinen geraden Gang gehst, wenig Notiz von ihnen nimmst und in vorkommenden Fällen keine Empfindlichkeit zeigst.

So beruhigte mich mein Freund und gab mir überhaupt über das Leben unter den Studiosen manchen heilsamen Wink. Am

wichtigsten jedoch war mir die Nachricht, die er mir gab, daß er einigen Professoren, die er genauer kenne, meine Lage schon vorgestellt und von ihnen die Zusicherung erhalten habe, daß ich die Collegien bei ihnen unentgeldlich hören könne. Ich machte es mir daher sogleich zum Geschäfte, den Professoren, die ich hören wollte, mein Anliegen selbst vorzutragen. Wie sehr sich dagegen eine innere Empfindung sträubte, die doch wohl etwas mehr, als Bettelstolz war, kann ich nicht ausdrücken. Die Nothwendigkeit aber überwog jede Bedenklichkeit und ich erreichte meinen Zweck. Inzwischen wurde das Saure dieser Gänge mir sogleich dadurch wieder versüßt, daß mein Hausherr, der einen Sohn von neun Jahren hatte, mir den Auftrag ertheilte, letztern in verschiedenen Fächern zu unterrichten, wofür

ich freie Wohnung, Bette, Bedienung haben sollte. Dankbar nahm ich sein Anerbieten an und glaubte nun schon mit meiner Baarschaft von vierzig Gulden etwas weiter hinausreichen zu können, da ich auch einen wohlfeilen Tisch im Convictorium erhalten hatte.

Das Leben verlangt freilich gar zu viel, — ich brauchte Bücher, es wurde Winter, — ich brauchte Holz, Licht, Kleidung, da ging meine Baarschaft bald auf. Nun legte ich mich auf's Abschreiben der Hefte für reiche Kurländer und Meklenburger. Während der Winterzeit nahm ich thätigen Antheil am Concerte. So wurde mir es möglich, mich bis zum dritten Halbjahre zu erhalten. Meine Collegia, deren ich täglich fünf hörte, wurden dabei kei-

neswegs vernachlässigt, ich wiederholte sie auch zu Hause ordnungsmäßig und las nebenher noch manchen alten und neuen Schriftsteller.

9.

Ein vom Schicksal verfolgter Siebenbürge und eine Sage, die Rauhenburg und den Drudenstein betreffend.

Um die Bewegung, die ich Gesundheitshalber gewöhnlich eine ganze Stunde lang unmittelbar nach Tische machte, auch nicht ohne allen Vortheil für meinen Geist seyn zu lassen, bewirkte ich sie in Begleitung eines alten studirenden Siebenbürgen, Pinze, der schon einige Jahre Botanik getrieben hatte und der mich mit den Pflanzen

in Bekanntschaft setzte, die wir gerade auf unserm Spaziergang fanden.

Pinze hatte auch außerdem viel Anziehendes für mich, wenn er zuweilen bei einer geringern botanischen Ausbeute, mir Einzelnes aus seinem Leben mittheilte. Je mehr die Zeit kam, wo der Ackerknaul *) nur noch aus Stoppeln herausschaut, oder die Goldruthe **) im dunkeln Gebüsch das goldprangende Haupt bewegt, die weit schimmernde Bockerelle ***) des Frühlings Abglanz auf steinige Anger zaubert, desto mehr betrafen unsere Gespräche seine und meine Vergangenheit.

Einst klagte er mir, welche Verfolgungen

*) Scleranthus annuus. Lin.
**) Solidago virga aurea. Lin.
***) Physalis Alkekengi.

er von einem seiner Landsleute, einem Socinianer, eines geführten Religionsgesprächs wegen, auszustehen habe. Vor Kurzem, sagte er, sey der Socinianer auf einmal ganz freundlich wieder zu ihm gekommen — und habe eine Pfeife bei ihm geraucht. Bei seinem Weggange habe er einen Zahnstocher zurückgelassen und es habe sich ergeben, daß der Socinianer, auf die Gewohnheit seines Landsmannes, sich die Zähne öfters zu stochern, rechnend, an dem Zahnstocher Gift angebracht habe.

Dieß gab mir Veranlassung, Pinze zu bitten, mir eine Uebersicht von seinem bisherigen Leben und Schicksal zu geben. Er gewährte mir meine Bitte, wie wohl ungerne, wie es mir vorkam. Wir ließen uns unter einer Linde, die schon gelbe Blätter

auf uns herabwarf, nieder und er erzählte mir in einem gebrochenen Deutsch und mit unter, wo er die Worte nicht finden konnte, lateinisch, ohngefähr Folgendes:

Mein Vater war Geistlicher in einer ländlich angenehmen Gegend. Selbst schon zu bejahrt, um mir den gehörigen Unterricht mit Muth und Lust ertheilen zu können, that er mich zu einem jungen Geistlichen, einem Verwandten, der etwan acht Meilen von uns wohnte. Während meines Aufenthalts in dem Hause des Geistlichen, zog sich ein Theil des Kriegs, der schon geraume Zeit wüthete, in die friedlichstillen Fluren meines Geburtsortes. Ein Theil der Feinde durchschwärmte die Gegend sengend und brennend und das Schreckliche ihres Einfalls wurde dadurch für meinen Ge-

burtsort vermehrt, daß, während sie durch ihn hinzogen, die Nacht ihren finstern Schleier über die Erde breitete. Mein Vater und meine Mutter hatten sich bei dem ersten Getümmel, dessen Ursache ihnen nicht lange verborgen blieb, auf ihren Tod gefaßt gemacht und waren unvermögend, einen Entschluß zu gewinnen, als, (wie mir meine Schwester in der Folge erzählte) — das Brandglöckchen auf einmal schauerlich durch die Nacht tönte. Ein großer Theil des Dorfs stand in Flammen, die ihre Glutzungen um so gieriger nach allen Seiten hinstreckten, je weniger Jemand an Dämpfung dachte und je heftiger ein nächtlicher Sturmwind brauste. Ein schauderhaftes Geschrei von Kindern und Erwachsenen, von raubenden Soldaten und von sterbendem Vieh, durchschnitt die Luft. Auf der

einen Seite tobte die losgelassene Brutalität, auf der andern das furchtbare Element, dem Niemand Schranken setzen mochte. Mein Vater gewann erst dann Besinnung, als die Magd athemlos in die Stube stürzte mit dem Schreckensruf: es brennt im Hause. Hier griff mein Vater nach seiner geringen Baarschaft und nach einem kostbaren Ringe, den er einer hohen Hand verdankte, warf meiner Mutter und Schwester Mäntel um und eilte, beide mit sich ziehend, der Treppe zu. Gütiger Himmel, das Gebrüll der zügellosen Feinde drang von unten herauf ihm schon entgegen. Mein Vater nahm meine in Ohnmacht sinkende Mutter, ohne sich nach meiner Schwester umzusehen, von der er glaubte, daß sie nachkommen würde, auf seine Arme und eilte, um auf einer kleinen Hintertreppe sich in den Garten zu retten.

Damals wurden ich und meine Schwester Waisen; denn meine Aeltern fanden ihr Grab in den Flammen. Die Nacht war noch nicht ganz zu Ende gegangen, als schon kein Feind mehr in der ganzen Gegend zu erblicken war! — Meine Schwester hatte sich dadurch gerettet, daß sie, verzweifelnd, von einem Hinterfenster einen Sprung in den Garten wagte und sich in eine Laube verkroch, bis es still wurde. Bruder, sagte sie in der Folge zu mir, dazumal hatte ich meinen Glauben an Gott aufgegeben. Die Sonne aber ging am Morgen so freundlich auf, daß, ob sie gleich ein Schreckensgemälde beleuchtete, ich doch im Festhalten jener Worte: er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse u. s. w. — meinen Glauben wieder gewann. Welch ein Anblick. Drei und vierzig Wohnungen waren

niedergebrannt. Blutend und Händeringend rannten Einzelne durch die rauchenden Aschenhaufen, da ein Weib, das nach ihrem Kinde, dort ein Kind, das nach seinen Aeltern schrie. Da lag ein Mädchen in ihrem Blute, die Verzerrung des Wahnsinns im Gesichte, dort röchelte ein Jüngling, von Säbelhieben getroffen. So erzählte meine Schwester.

Von bangen Ahnungen ergriffen, daß die Meinigen in der Schreckensnacht, — von der sich die Nachricht schnell bis zu uns verbreitete, gelitten haben mochten, eilte ich mit meinem Lehrer meinem Geburtsorte zu, um den schwächlichen Aeltern beizustehen. Je näher wir kamen, desto deutlicher wurde uns das Geschehene berichtet, desto schärfer waren überall die Spuren der Vernichtung

gezeichnet und nur zu bald erfuhr ich den Verlust meiner geliebten Aeltern durch meine Schwester, die von einem gutmüthigen Landmann unter ein, wenigstens gegen den Regen schützendes, Dach aufgenommen, uns, als wir der Brandstätte uns näherten, wehklagend entgegentrat. Mein Lehrer tröstete die Gebeugten, so viel er konnte und schlug uns gütig vor, daß wir beide bei ihm bleiben sollten, — ich, bis ich gehörig vorbereitet sey, um auf eine Universität zu gehen, meine Schwester, bis sich irgend eine erfreulichere Aussicht für sie eröffnen würde. Mit freudigem Danke nahmen wir sein Anerbieten an. Sein erstes Geschäft war, Briefe an seine Freunde zu schreiben, um meine Schwester irgend wo auf eine anständige Weise unterzubringen. Seine Bemühungen waren nicht vergeblich. Einer von

Adel, der noch unverheirathet war und in dem Ruf eines braven Mannes stand, brauchte eine Haushälterin und dazu wurde meine Schwester vorgeschlagen und angenommen.

Wir erhielten bald Briefe von ihr, welche die innigste Zufriedenheit ausdrückten und unsre beiderseitige Freude mächtig aufregten. Diese Freude wurde uns inzwischen nicht lange gelassen.

Meine Schwester stand gerade in voller jungfräulicher Blüte und sie hatte gleich bei ihrem Erscheinen im Schlosse des Adelichen ihm, wider ihren Willen, eine leidenschaftliche Liebe eingeflößt. Lange hatte er seine Flamme zu verbergen gestrebt. Je länger aber meine Schwester bei ihm war, desto weniger suchte er ihr ein Geheimniß daraus

zu machen. Da sie außer einigen gemeinen alten Dienern und Landleuten, nur immer ihn sah und seine heftige Neigung zu ihr merkte, so faßte auch sie allmählig Neigung für ihn, hütete sich jedoch sorgfältig, ihm dieß wahrnehmen zu lassen, weil sie an eine ernste Verbindung mit ihm, der Ungleichheit des Standes wegen, nicht denken konnte, und doch wieder zu viel Zartsinn und sittliches Gefühl hatte, als daß sie eine unerlaubte Verbindung mit ihm nicht hätte verwerfen sollen. Einst hatte er ihr seine Neigung geradezu erklärt und dazu gesetzt, daß ihm seines Standes Vorurtheile nicht hindern sollten und könnten, sich mit ihr auf eine rechtliche Weise zu verbinden. Trotz dieser Erklärung aber, deren Quelle ihr nicht ganz rein schien, gestattete sie ihm nicht die geringste Freiheit, seine Neigung

geltend zu machen. Da er sie einmal zu küssen wagte, drohte sie ernsthaft, auf der Stelle sein Haus verlassen zu wollen, wenn er ihr künftig die Achtung versage, die ihr, als einer unbescholtenen Jungfrau, gebühre.

Das Alles erfuhr ich von ihr durch Briefe. Ich zeigte letztere bedenklich meinem Lehrer vor, dieser aber glaubte Nichts für meine Schwester fürchten zu dürfen.

O wäre meine gute Schwester standhaft geblieben!

Der Adelige wurde nicht müde, ihr seine Neigung wiederholt zu äußern und ihr die Reinheit seiner Absichten zu versichern, so daß einst, nachdem er ihr ein Glas starken Weins aufgenöthigt hatte, in einer Stunde der Schwäche auch ihre Liebe zu ihm mächtiger sich äußerte und sie dem Sehnsüchti-

gen in die Arme sank. Die Vernunft und der Genius der Unschuld verließen meine Schwester, die jungfräuliche Rose war entblättert, die arme verlor ihr Paradies.

Mit der Besinnung, die nach dem Rausche eintrat, wurden die Geister der Hölle in ihrem Gemüthe lebendig. Zwar gab sie sich dem geliebten Verführer nicht wieder hin, aber — ach Gott! sie fühlte bald, daß ein Leben unter ihrem Herzen sich regte und daß in diesem unschuldigen Leben ihre Schande der Welt offenbar werden würde.

Sobald sie ihrem Verführer ihren traurigen Zustand entdeckt hatte, wurde er von Tag zu Tag kälter. Sie erinnerte ihn sanft an sein Versprechen, an seine Ehre, an die ihrige, die ja auf immer verloren sey, wenn er sich ihrer nicht annähme.

Er lächelte kalt vor sich hin und läugnete sein Versprechen, sie ehelichen zu wollen, ab. Sein Gärtner, meinte er, ein schmucker Bursche, habe sich schon dazu verstanden, sich mit ihr trauen zu lassen. Wenn sie sich dazu bequeme, so könne sie ihm seinen Haushalt fortführen, ihre Schande sey zugedeckt — und er rechne dann auf die heimliche Einräumung gewisser Rechte.

Angst, Wuth und Verzweiflung ergriffen da die Arme und als der Unedle ihr zuletzt, da sie ihn händeringend und auf den Knieen bat, ihre Ehre herzustellen, — wüthend auffuhr, ihr eine Summe Geldes hinlegte und ihr andeutete, er sähe es gerne, wenn sie sein Haus verließe, da war sie ihrer nicht mehr mächtig. Sie warf das Geld ihm vor die Füße und stürzte mit fliegen-

den Haaren aus dem Schlosse. — Sie hatte die Welt, Gott, ihren Brüder, Alles vergessen, nur auf die Eingebung des innern bösen Geistes hatte sie geachtet, — nach einigen Tagen schwamm auf dem Schloßteiche der Körper der Unglücklichen. —

Hier schwieg mein Siebenbürge, blickte gen Himmel und wischte seufzend sich die Augen.

Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: lieber Benedict, dieser Schlag brach fast die letzte Kraft meiner Jugend, welche das vorhergegangene Leid schon genugsam erschüttert hatte. Es ergriff mich eine Schwermuth, die fast in Wahnsinn übergegangen wäre. Nur den fortgesetzten frommen Bemühungen meines Lehrers verdanke ich es,

daß ich mich wieder aufraffte. Ich zog mich aber seit jener Zeit immer mehr in mich selbst zurück und lebte unter meinen Büchern.

Ein Graf, mit welchem mein Lehrer zu gleicher Zeit den Wissenschaften gehuldigt und dessen vertrautere Freundschaft er gewonnen hatte, ließ sich durch das Hülflose meiner Lage, die mein Lehrer ihm schilderte, bewegen, sich meiner anzunehmen, unter der Bedingung, daß ich, nach Vollendung meiner Studien, die Erziehung seiner damals noch sehr zarten Söhne übernehmen sollte. Von ihm unterstützt, besuchte ich Pesth, blieb daselbst drei Jahre und habe nun, da er wünschte, daß ich auch eine deutsche Universität besuchen möchte, die hiesige gewählt. Ein und ein halbes Jahr hindurch bekam ich kein Geld, weil die Staats-

papiere bis auf vierzig, bis zwanzig Procent herabgesunken waren. Vor einem halben Jahre aber wurde ich, auf mein inständiges Bitten, von meinem Grafen an ein Lindenstädtisches Haus gewiesen. Ich reiste selbst nach Lindenstadt, aber für funfzehenhundert in Bankzetteln bekam ich nur dreihundert. Ich that die Summe in einen Geldgurt und trat meine Rückreise hierher an. Es fiel mir auf, daß eine Kutsche, die hinter mir herfuhr, die Geschwindigkeit ihres Laufs nach dem Verhältniß meiner Schritte zu ordnen schien. Ich nahm mein Glas und bemerkte in der Kutsche zwei polnische Juden, dieselben, die dabei saßen, als mir das Geld ausgezahlt wurde. Ich fing an zu fürchten, sie möchten irgend eine Absicht auf mein Geld haben. Um ihnen zu entgehen, lenkte ich vom Wege ab, um

ein einfaches Denkmal, das einem großen Helden des dreißigjährigen Kriegs errichtet worden war, anzusehen. Meine Furcht steigerte sich, als ich bemerkte, daß die beiden Juden anhielten, ausstiegen und vom Wege ab mir gegenüber sich stellten. Ob sie nun gleich die Stellung von Menschen annahmen, die eine Gegend betrachten und sich gegenseitig ihre Bemerkungen mittheilen, so fand ich es doch gerathener, mich zu bücken und zu thun, als ob ich etwas Verlorenes suche und in dieser Stellung in das nächste Dörfchen zurückzukehren. Ich erreichte es glücklich, ohne daß die beiden Schwarzmäntel Miene gemacht hätten, sich mir zu nähern. Ich mußte meine Furchtsamkeit belächeln, wartete aber doch eine Stunde und erreichte ohne Unfall die Stadt Neuburg, wo ich übernachtete.

Am andern Morgen besuchte ich eine in der Nähe liegende Ruine. Ein ziemlich hoher Berg, der auf der einen Seite sich jäh hinabzieht und seinen Fuß in den großen Fluß taucht, der an ihm vorbei, weithin erkennbar, sich durch das Thal hinwälzt, trägt dieser Ruine, die der alte kühne, ritterliche Geist gerade auf die Spitze des schroffen Bergrandes wie hingezaubert hat. Die Aussicht ist dort unbeschreiblich entzückend. Es schwindelte mir, als ich über die graue Mauer, die mit der scharf abgeschnittenen Seite des Bergs eine Linie bildet, hinab in das Thal und in die strömenden Wogen schaute.

In meiner Beschauung der herrlichen Gegend störte mich ein Gesang, der nicht fern von der Ruine von einer angenehmen weib-

lichen Stimme und einem Bariton in Begleitung einer Laute angestimmt wurde. Ich verstand wohl alle Laute des langsamen choralmäßigen Gesanges, aber die Worte waren mir durchaus fremd.

Neugierig näherte ich mich dem Dickicht, aus welchem der Gesang kam. Ich fand da eine Verzäunung, die einen Theil des Gebüsches umzog. Die Neugierde trieb mich noch näher und siehe! hinter der Verzäunung graßte eine Ziege und in einer engern Abtheilung pickten Hühner vorgestreute Körner auf. Drauf umging ich das Dorngehege und als ich nun um eine Ecke biegen wollte, bellte mich ein Hündchen an, das an einen Baum gebunden war, hinter welchem ein Steinhaufen aufgeschichtet lag. Der Steinhaufen war mit Reißholz ziem-

lich stark bedeckt und ein feiner Rauch stieg aus demselben. Ich bemerkte bald, daß ich an dem hintern Theile einer Hütte mich befand. Doch um zu sehen, was es sey, trat ich näher und — ein junger Mann und eine ältere Dame schritten auf mich zu. Der junge Mann redete mich freundlich an, allein ich verstand ihn nicht und meine deutschen Aeußerungen waren ihm ebenfalls unverständlich. An der ganzen Haltung und Bildung der beiden Personen merkte ich wohl, daß sie keine gemeinen Menschen waren. Ich versuchte es, mich in lateinischer Sprache gegen sie zu entschuldigen. Nur einiges schien der junge Mann verstanden zu haben, doch lud er mich mit freundlichen Zeichen und Mienen ein, in die Hütte zu treten. Ich näherte mich dem Eingang und gewahrte im Innern eine ein-

LB Coburg

sache häusliche Einrichtung. Aufgeschichtete Steine bildeten einen Ofen, ein glattabgesägter Baumstamm mit einem weißen Tuche bedeckt, stellte ein Tischchen vor, — auf einem weniger starken, eben so abgesägten Stamm standen einige Gläser mit Waldblumen und vier Stäbe, auf welche zwei andere genagelt waren, bildeten die Grundlage eines Sitzes für zwei Menschen und auf einer Hervorragung von starken Zweigen stand einiges Küchengeschirr. So gerne ich meine Neugierde noch mehr befriedigen mochte, so nöthigte mich doch die Bescheidenheit, welche die Dame durch ihr ganzes Wesen mir gleichsam aufdrang, mich von ihnen zu verabschieden.

Im nächsten Dorfe erfuhr ich, auf meine Erkundigung nach diesem modernen Einsied-

lern, nicht viel mehr, als ich schon wußte, das heißt, nichts Bestimmtes.

Ein Bauer, den ich deshalb fragte, erwiederte mir: der Gerichtshalter meint, die Dame sey eine Dänin, oder Schwedin, deren Ururahn, ein deutscher Ritter, die ehemals stattliche Burg, die jetzt als Ruine dastehe, besessen und darüber merkwürdige Papiere hinterlassen habe. Diese Papiere, fuhr der Bauer fort, sind in den Händen dieser Dame, — der Gerichtshalter hat sie selbst gelesen und sie stimmen wunderbar mit einer, in unserer Gegend bekannten, Sage überein.

Ich bat den Bauer, mir etwas über diese Sage mitzutheilen.

Wenn Sie einige Augenblicke Geduld haben wollen, erwiederte er mir, so kann

ich Ihrem Verlangen schon Genüge leisten. Drauf stopfte er sich sein Pfeifchen, rauchte es an, nahm mit mir auf einem steinernen Sitze unter der großen Dorflinde Platz, so daß wir die Ruine im Auge hatten und begann.

„Sehn Sie, als dort noch eine Burg stand, — das mag nun freilich schon ziemlich lange her seyn, da haußte darinne ein Ritter, der sich von der Burg: Herr von der Rauhenburg nannte. Der Ritter hatte einen blühenden Sohn, der Hans von der Rauhenburg geheißen war. Dieser hatte einst das Fräulein von Drudenstein kennen gelernt, dessen Vater als Ritter die Burg bewohnte, die dort linker Hand noch als ein großer Steinhaufen wahrgenommen werden kann, — und — wie das zu gehen pflegt, —

das Feuer der Liebe entzündete sich in beider Herzen und sie versprachen einander treu zu bleiben und in heiliger Ehe einst mit einander zu leben. Das war nun zwar Alles recht gut und schien gar keine Schwierigkeiten zu haben, denn die beiden Aeltern, der Herr von der Rauhenburg und von Drudenstein waren gute Freunde und hatten wechselseitig in ihren Burgen manchen Becher alten Weins mit einander ausgestochen. Aber der Böse warf gar bald durch einen kleinen Gränzstreit Feindschaft in die Herzen der beiden alten Herrn und — die vorher mit einander getrunken hatten, zogen jetzt mit ihren bewaffneten Mannen und Knappen gegen einander zu blutiger Fehde aus. Wie sehr da der Junker Hans von der Rauhenburg und das Fräulein von Drudenstein in's Gedränge kamen ihrer

Liebe wegen, läßt sich leicht ermessen. Da aber die Liebe, wie bekannt, erfinderisch ist, so fanden die beiden Liebenden doch Gelegenheit, einander zuweilen im Dunkel der Nacht, obgleich große Gefahr dabei war, zu sprechen. Inzwischen, so erfinderisch die Liebe ist, so blind ist sie auch. Die beiden Verliebten mochten wohl einstens sich zu tief in zarte Liebesgespräche vertieft und sich vergessen haben, da wurden dem alten Herrn von Drudenstein die heimlichen Zusammenkünfte bekannt. Er gerieth darüber in den wüthendsten Zorn, ließ seinen Hauspfaffen vor sich kommen und gebot ihm, das Fräulein Adelgunde, — so hieß das Fräulein von Drudenstein, — in das eben nicht sehr weit gelegene Prämonstratenserkloster zu schaffen. Der Hauspfaff hatte Mitleiden mit dem jungen Blut und suchte das Vorhaben des

strengen Ritters zu hintertreiben. Allein der war unerbittlich und in der nächsten Nacht schon wurde die arme Adelgunde ins Kloster geschaft. Nur die vertrautesten Leute wählte der alte Herr zu ihren Begleitern und jedem wurde das tiefste Stillschweigen auferlegt, damit Hans von der Rauhenburg nichts davon inne würde. Doch der Burgpfaffe, der überhaupt von dem Fräulein eines großen Vertrauens gewürdigt wurde, hatte von Adelgunden schon die Weisung bekommen, ihrem Junker Hans den ganzen Vorgang mit erster Gelegenheit beizubringen. Es dauerte auch gar nicht lange, so wußte Hans Alles aus dem eigenen Munde des Pfaffen.

Die Liebe brachte ihn zu dem sonderbarsten Entschluß, den es geben kann. Da sein Gesicht viel weibliche Zartheit hatte

und sich an Wang' und Kinn noch keine Spuren des Bartes zeigten, als ein zarter Flaum, wie das wohl bei manchen Mannspersonen geht, die den Bart erst spät bekommen, — da auch seine Gestalt mehr kurz und gedrungen, als schlank und hochaufgeschossen war, so warf er sich in weibliche Kleider und ließ sich in demselben Prämonstratenserkloster, welches Adelgunden einschloß, als Nonne aufnehmen.

Es hatte aber mit dem Kloster, das noch jetzt steht, aber eine Meierei geworden ist, ein eigenes Bewandtniß. Es war ein Prämonstratenser Nonnen-, aber auch Mönchskloster. In dem einen Flügel befanden sich die Mönche unter einem Abt und in dem andern die Nonnen unter einer Aebtissin. Der Abt war ein gar runder, feuriger Herr, der die Nönnlein, besonders die schönen,

gar gerne sahe. Auch Adelgunde, die im Kloster Agnes genannt wurde, stach ihm gewaltig in die Augen. Der Agnes, eigentlich dem Fräulein Adelgunde, entging es nicht, wie sehr sich der Abt bemühe, sich ihr zu nähern und sie äußerte dieß auch ihrem geliebten Junker, den sie gar oft als die liebe Schwester Cäcilie, — so hieß Hans als Schwester, — in die Arme schloß. Hans gestand Adelgunden, als sie mit einander im Klostergarten lustwandelten, er wolle von dem Waldmännlein sich eine Strickleiter verschaffen, Nachts aus seiner Celle steigen, die niedrigste Stelle der den Garten umschließenden Mauer aufsuchen und in einer günstigen Nacht wollten dann beide mit einander flüchten. Es war aber das genannte Waldmännlein ein Mann, der im Walde lebte, in diesem und andern

Klöstern bekannt war, die Arbeiten der Nonnen zu Gelde machte und dafür den Nonnen und sonst auch den Mönchen brachte, was diese verlangten, jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Von diesem Waldmännlein verschafte sich also die Schwester Cäcilie, sonst Junker Hans, eine Strickleiter. Einigemal schon hatte er in der Nacht seine Celle verlassen, hatte aber noch keine bequeme Stelle zum Ersteigen der Mauer auffinden können.

Unterdessen entstand unter den Nonnen das Gerede, es spuke. Man hörte allerdings allerlei schauerliche Töne, — es klimperte an den Cellenfenstern, es zeigten sich allerlei wunderbare Gestalten, die mit grinsenden Gesichtern durch die Fenster schauten, es fielen kleine elfenbeinerne Crucifixe aus der Decke u. d. g. — Das Alles aber

war nur Veranstaltung des Abtes, er wollte einigen Nonnen, unter welche auch Adelgunde gehörte, recht Furcht einjagen, sie recht abergläubisch machen, um dann unter der Larve der Heiligkeit um so leichter Eingang bei ihnen zu finden und zu seinem Zweck zu gelangen. Die Aebtissin, die davon hörte und so unaufgeklärt nicht war, stellte ins Geheim Wachen aus, um hinter den Spuk zu kommen. Unglücklicher Weise verließ Junker Hans wieder einmal seine Celle, um seine Versuche, eine bequeme Stelle zum Ersteigen der Mauer zu finden, fortzusetzen. Es war gerade in der Nacht, in welcher die Aebtissin noch stärkere Wache ausgestellt hatte. Kaum war also Hans auf dem Boden angelangt, so lief die Wache herzu und ertappte ihn. Nun wurde die Schwester Cäcilie als die Urheberin des

bisherigen Spuks angesehen, ob sie gleich versicherte, sie habe ihre Celle auch nur deshalb verlassen, um hinter die Ursachen der bisherigen Spukereien zu kommen.

Die Aebtissin fällte über Cäcilie das harte Urtheil, sie sollte lebendig eingemauert werden, indem sie die Heiligkeit des Klosters entweiht habe. Fast alle Schwestern aber, besonders Agnes, baten bei der Aebtissin für die gute Schwester Cäcilie.

Erweicht endlich, — deutete die Aebtissin auf einen großen Stein im Hofe — und sagte: wenn Cäcilie diesen Stein eine halbe Meile weit zu tragen vermag, so will ich es als ein Urtheil Gottes ansehen, daß sie unschuldig ist und sie soll frei seyn. Drei Tage will ich auf ihren Entschluß harren.

Alle Nonnen wurden traurig, denn diesen Stein eine halbe Meile weit zu tragen, war

eine Unmöglichkeit. Die Angst wollte Adelgunden verzehren. Aber, — o Wunder! am dritten Tage war der Stein im Hofe verschwunden.

Dem Abt wollte bedünken, als könne durch Cäcilien sein ganzes Treiben an den Tag kommen und hatte in aller Stille einige starke Mönche beauftragt, den Stein eine halbe Meile weit zu schaffen.

Noch bis auf den heutigen Tag heißt dieser Stein, der eine ziemliche Strecke einnimmt, in jener ganzen Gegend: „der Mönchsstein."

So war also Hans für dießmal gerettet und inniger, als je, drückte ihn Adelgunde an das Schwesterherz. Beiden wollte die Zeit ihrer Befreiung aus dem Kloster etwas zu lange vorkommen. Doch ein Unglück sollte endlich ihre Befreiung befördern. Es

brach in einer Nacht in dem Nonnenflügel Feuer aus und der ganze Flügel brannte nieder. Während der allgemeinen Verwirrung suchte wohl Hans mit Adelgunden zu entkommen, allein die Mauern waren überall das Hinderniß.

Eine Stunde davon hatte die Gräfin von Tannenhausen mit großem Kostenaufwand ein Nonnenkloster gegründet. — Jetzt, da das Prämonstratenser-Nonnengebäude abgebrannt war, bot sich die schönste Gelegenheit dar, ihr Kloster zu bevölkern und sie benutzte diese. — Sämmtliche Nonnen zogen in das neue Kloster ein.

Hier schien nun beiden Geliebten jede Hoffnung der Befreiung benommen zu seyn und dennoch war ihre Befreiung näher, als sie dachten.

Nach neun Monaten gewahrte man in

der Kirche zu einer bestimmten Zeit Licht. Die Gräfin von Tannenhausen, sonst eine ängstliche Frau, die schon die Andeutung eines großen, dem Kloster bevorstehenden, Unglücks in diesem Lichte finden wollte, — glaubte doch vorher eine genauere Untersuchung über die Ursache dieses Lichts anstellen zu müssen. Einige alte, herzhafte Nonnen, bekamen den Auftrag, in der Kirche zu bleiben und abzuwarten, was da vorgehen würde.

Kaum hatten diese Nonnen einige Zeit gewartet, da öffnete sich der Boden und einige weiße Gestalten mit brennenden Kerzen stiegen aus demselben. Sobald sie die Nonnen gewahr wurden, rief die eine Gestalt mit hohler Stimme: „Wenn nicht die Nonnen: Agnes, Cäcilia und Franziska um diese Stunde in der Kirche erscheinen und

eine gewisse Zahl von Psalmen beten, so droht dem Kloster ein großes Unglück!" —

Hierauf verschwanden die beiden Gestalten in derselben Oeffnung, aus welcher sie erschienen waren.

Die Gräfin, die wohl jetzt den Zusammenhang der Sache ahnen mochte, sandte mit erster Frühe einen Boten zu ihrem Gemahl mit der Bitte, ihr einige handfest Ritter zuzusenden.

Diese kamen auch bald an und als ihre Namen genannt wurden, fand Hans in dem einen seinen Jugendfreund. Glücklicher Weise war das Waldmännlein im Kloster und Hans trug diesem auf, dem Hermann von Settelbach, so hieß der Jugendfreund, — zu sagen, er möge nur einige Worte mit der Nonne Cäcilie sprechen. —

Das Waldmännlein besorgte diesen Auftrag pünktlich. Hermann von Settelbach kam, verlangte die Nonne Cäcilie zu sprechen und diese machte ihn in wenigen Worten mit Allem bekannt.

„Heute Nacht, — lispelte Seitelbach, — sollen zwei Pferde an letzterm Hause des nahen Dörfchens bereit stehen. Die Verwirrung, die wahrscheinlich in dieser Nacht entstehen wird, muß benutzt werden.“

Die Nacht brach herein. Die Gräfin gebot, wie die Gestalten verlangt hatten, Agnes, Cäcilia und Franziska, in die Kirche zu gehen und die Psalmen zu beten. Die Ritter aber waren in der Kirche in der Nähe der Nonnen versteckt.

Kaum hatten die Nonnen begonnen, so sprang der Boden auf und die drei weißen Gestalten entstiegen ihm und wanderten

langsam auf die Nonnen zu. Diese schrieen ängstlich auf und flohen. Die Ritter aber ersahen den rechten Zeitpunkt, schnitten den Gestalten den Rückzug ab und drangen mit ihren Schwertern auf sie ein.

So wie die Gestalten Ernst sahen, warfen sie die Kerzen von sich und suchten zu entfliehen. Umsonst, — sie wurden festgehalten, wie sehr sie auch ihre Stimmen erhoben und brüllten.

Die Gestalten waren der Abt und zwei Mönche aus dem Prämonstratenserkloster. Das einsame Leben, das vorher von manchem Nönnlein erträglich gemacht worden war, gefiel dem Abte und seinen Mönchen nicht. Sie suchten die alte Vereinigung wieder herzustellen, legten muthig Hand an's Werk. Zwölf Mönche gruben und arbeite-

ten Tag und Nacht eine bestimmte Zeit und wurden von zwölf andern abgelöst.

So wurde in einem Zeitraum von neun Monaten ein Gang unter der Erde zu Stande gebracht, der sich in der Kirche des neuen Nonnenklosters endigte. Der Abt und die beiden Mönche, die ihre Augen auf die drei Nonnen geworfen hatten, welche sie zum Beten in der Kirche bestellten, wollten mit diesen den Anfang machen, um das alte Leben wieder anzuknüpfen.

Um der Welt kein Aergerniß zu geben, wurde die Sache unterdrückt und der gegrabene Gang größtentheils verschüttet.

In dem Lärm aber, der im ganzen Kloster entstand, als man das Brüllen der drei fetten Mönche und das Geschrei der Ritter vernahm, machten sich Hans und Adelgunde durch Hülfe Settelbachs davon. Am be-

stimmten Platze trafen sie die versprochenen Pferde, legten im nächsten Walde die auf den Pferden vorgefundenen männlichen Kleider an und ritten wohlgemuth auf die Rauhenburg zu.

Der alte Ritter, der wegen der Ungewißheit, in der er über das Schicksal seines Sohnes schwebte, bisher in tiefer Trauer gelebt hatte, jauchzte laut auf, als er den verloren geglaubten wieder in seine Arme schloß. Der Ritter von Drudenstein hatte unterdessen das Zeitliche gesegnet und der ehelichen Verbindung beider Geliebten stand nichts mehr im Wege.

Der Junker Hans von der Rauhenburg ist aber der Ururahn der Dame, die Sie an der Ruine gesehen haben und Verfasser der Papiere, die sie in den Händen hat und die, nach des Gerichtshalters Behauptung,

wunderbar mit der eben erzählten Sage übereinstimmen. Die Verfolgungen der Pfaffen, die Hans von der Rauhenburg bald erfahren mußte, weil er kein Hehl aus seinem erlebten Abenteuer machte, erzeugten wahrscheinlich in ihm den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen und sich im Auslande nieder zu lassen. Durch welche Zufälle sowohl die Rauhenburg, als auch der Drudenstein Ruinen wurden, davon bemerkt die Sage Nichts.

Ich dankte dem redseligen Bauer, fuhr mein Freund Pinze fort, — für seine Mittheilungen und setzte meinen Wanderstab weiter. Die Betrachtungen, die ich sowohl über die gehörte Sage und deren Uebereinstimmung mit den schriftlichen Ueberlieferungen des Hans von Rauhenburg, als auch über den sonderbaren Einfall der Dame

und ihres Sohnes anstellte, den Aufenthalt in der Nähe einer Ruine, die als Burg ihren Vorfahren gehört hatte, zu wählen und da wie Einsiedler zu leben, — wurden in dem Walde, den ich zu durchwandern hatte, unterbrochen.

Ein Mann trat mir aus dem Gebüsch entgegen und fragte mich: wohin ich gedächte?

Auf meine Antwort: nach Schönthal! — erwiederte er: dahin gehe ich auch und wenn es Ihnen Recht ist, so gehen wir zusammen.

Ich konnte bei allem verdächtigen Aussehen des Mannes, an welchem ich einige Aehnlichkeit mit einem der polnischen Juden wahrzunehmen glaubte, ob er gleich bartlos und wie ein Bauer aus der Gegend gekleidet war, das nicht zurückweisen.

Lange wanderten wir selbander fort und ob ich schon selbst in der Gegend nicht bekannt war, so begriff ich doch recht gut, daß er sich in seinen Antworten auf meine Frage nach seinem Wohnorte widersprach. Auf einmal blieb er zurück und rief mir zu, er würde gleich wieder nachkommen. Ich that einige Schritte vorwärts, drehte mich dann unwillkührlich nach ihm um und hatte eben noch so viel Zeit, ihm, der beschäftigt war, seine beiden Hände mit Sand zu füllen, mit meinem Stocke einen so kräftigen Schlag auf die Hände zu versetzen, daß er laut aufschrie und einer Felsenschlucht zueilte. Im Begriff, ihm nachzujagen, gewahrte ich, daß auf sein Geschrei aus der Felsenschlucht ein polnischer Jude stieg.

Nun war die Reihe zu flüchten an mir. Mit pochendem Herze und abgemattet, er=

reichte ich das Ufer des Flusses, der hier vor Schönthal vorbeifließt. Unter dem Gebüsche des Ufers wandelte ich an dem Flusse fort, und erst in der Nähe eines Dorfes wagte ich mich wieder auf die Landstraße.

Ohne weitere Abenteuer kam ich hier an. Wie betreten mußte ich seyn, als ich, um einen Theil meiner Schulden zu tilgen, das Geld zählte und statt einer Summe von dreihundert nur zweihundert und funfzig Gulden fand. Das Räthsel lös'te sich aber bald, denn ich bemerkte eine feine Naht an meinem Geldgurt. In welchem Gasthause aber der Schnitt gemacht worden war, da ich den Gurt mehrmal abgelegt hatte, — weiß ich bis jetzt noch nicht.

Noch, mein lieber Benedict, hat das Schicksal nicht aufgehört, mich seine Tücke fühlen zu lassen, denn es giebt Vieles, Vie-

les, das mich drückt, das ich aber Niemanden, auch dir, meinem Freunde, nicht, — entdecken darf. Alles, was bisher auf mich einstürmte, hat mich freilich nicht ohne Gott getroffen, aber doch haben es Menschen bewirkt. Durch Menschen loderten die Flammen auf, die meine Aeltern verzehrten, durch einen Menschen fiel meine Schwester und suchte ihr Grab in den Wellen, durch Menschen, — doch nein, ich will nicht fortfahren, ich könnte versucht werden, dem erbärmlichen Geschlechte zu fluchen. Einige Wenige, unter die auch du gehörst, hindern solche Entweihung meiner Lippen.

Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Schicksal nie aufhören werde, mich zu verfolgen. Sieh, Benedict, ich bin nicht abergläubisch, aber ich kann die Vorstellung nicht verbannen: du mußt noch ganz un-

glücklich werden! — sie steht wie ein feindlichstörender, finsterer Geist vor meiner Seele. Meine gute Mutter hat sie in mir aufgeregt. Oft klagte sie ihren Freundinnen, wenn sie glaubte, es werde von mir nicht gehört, oder verstanden: „ach Gott! der Junge wird unglücklich, sein Vater hat ihn im Mutterleibe weinen hören.“

Laß uns abbrechen und gehen. Nöthige mich nie wieder, ich bitte dich, den Schleier vor meinem dunklen Leben auch nur zu lüften.

So hatte ich den Freund, der immer nur als gutmüthiger Siebenbürge erschien, noch nicht gesehen. Die stille Quelle, die sonst nur sanft sich kräuselte, war zu wildaufbrausenden und schäumenden Wogen geworden. Unangenehm aufgeregt trennte ich mich von ihm.

10.

Wie die Wollust mir ihren Giftbecher reichen will.

Nicht gar lange nach meiner Ankunft in Schönthal bestimmte ich die Stunde nach dem Abendessen, so wie ich die Stunde nach dem Mittagsessen für Pinze bestimmt hatte, für den Umgang mit einem Mädchen. Auch die Nachmittage des Sonntags saß ich oft Hand in Hand mit ihr in einem thurmartigen Hintergebäude, das eine schöne Aussicht auf den besuchtesten Spa-

ziergang der Stadt darbot, — und hörte sie, oder sie hörte mich lesen.

Dieses Mädchen lebte mit zwei ältern Schwestern von einem kleinen Vermögen, das durch Thätigkeit und Fleiß erhalten wurde. Es besaß keine gewöhnliche Bildung. Ich verdanke ihm nicht nur die angenehmsten Erholungsstunden, sondern vielleicht auch das Glück, daß ich meine Jünglingskeuschheit glücklich von der Universität in's älterliche Haus zurück und in's Ehebette brachte. Hat je eine Platonische Liebe im reinsten Sinne des Wortes statt gefunden, so war es gewiß zwischen mir und dieser Jungfrau. Wohl mochte sie in ihrer Blüthe schön zu nennen gewesen seyn, denn noch damals, da sie im sechs und dreißigsten Jahre stand, war ihr eine einnehmende Gesichtsbildung und Gestalt nicht abzusprechen.

Daß sie noch unverheirathet war, lag nicht etwan in einer Zurücksetzung von Seiten heirathslustiger Männer, wodurch wohl die rechtschaffensten Jungfrauen zu verlassenen Herbstblumen werden, die über dem dürren Gras der Vergessenheit schweben, sondern in ihrem frühen Unglück in der Liebe.

Mit aller Stärke, deren die erste jungfräuliche Liebe nur fähig ist, liebte sie einen jungen Kurländer. Nichts stand dem Glück der Liebenden im Wege, selbst ihre beiderseitigen Aeltern waren mit der Verbindung zufrieden, als ein unglücklicher Zweikampf das Leben ihres Geliebten endigte. Eine gefährliche Krankheit, in welche dieser erlittene Verlust sie warf, wurde zwar von ihrer jugendlichen Kraft glücklich überwunden, allein eine sanfte Schwermuth blieb zurück und ergriff sie noch zuweilen zu der Zeit,

als ich ihre Bekanntschaft machte und ihres Umgangs genoß. Ich will sie Caroline nennen.

Zu ihrer Bekanntschaft gelangte ich auf eine eigene Art. An schönen Abenden pflegte ich, noch ehe ich sie kannte, mich in der mir noch unbekannten Gegend zu ergehen. Mehrmals traf ich in einem stillen grünen Gange, der etwas von der Stadt entlegen war, ein Mädchen, das sich durch die lieblichsten Züge, durch ein Paar brennende Augen und durch das gefälligste Ebenmaaß körperlicher Formen auszeichnete. Es war, als wenn ich mich mit der reitzenden Brünette verabredet hätte, denn wenn ich in den Gang trat, so trat sie aus einem Nebengange. Ich eilte anfangs an ihr vorüber, ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen.

Da ich sie wieder sah, schien es mir die Höflichkeit zu gebieten, sie zu grüßen. Das Grüßen wurde nach gerade freundlicher — und da ich sie so bestimmt traf, so redete ich sie einstens an und — eine angenehme Stimme, von einem Blick begleitet, der Flammen in mein Herz warf, erwiederte meine Reden. Aufgegriffene Gespräche führend, die sie mit vieler Gewandtheit und Feinheit fortzuspinnen und deren abgerissenen Faden sie immer geschickt wieder aufzunehmen und zu knüpfen wußte, wandelte ich selbander mit ihr fort. — Wohl entging es mir nicht, daß ihr als Jungfrau die jungfräuliche Schüchternheit und Zartheit mangelte. Sie trug nicht nur ihre körperlichen Reize mehr, als schicklich, zur Schau, sondern sie widerstrebte auch nicht im Mindesten, als ich zufällig im Laufe des

Gesprächs ihre Hand ergriff und so Hand in Hand mit mir hinschlenderte.

Den Tag darauf traf ich Amalien — (so nannte sie sich mir) wieder. Eine geheime Stimme in mir warnte mich vor ihr. Allein ich widersprach dieser Stimme damit, daß ja in dem Umgange mit einem rechtlichen Mädchen gar nichts Verwerfliches liege und übersah geflissentlich das Unrichtige meines Urtheils, nach welchem ich die Rechtlichkeit des Mädchens ohne feste Ueberzeugung blos supponirte. Recht angenehm unterhielt ich mich mit Amalien, wie am vorigen Tage.

Mitten im Gespräche machte sie mich auf eine Laube aufmerksam, welche von den künstlichgebogenen Zweigen einer starken Linde gebildet wurde, die man geköpft und auf der dadurch entstandenen breiten Fläche

mit Brettern versehen hatte. Unwillkührlich lenkten wir unsere Schritte auf diese Laube zu und bald saßen wir neben einander in ihrem heimlichen Dunkel. Sie drückte, da ich ihre Hand in der meinigen hielt, die meinige auf eine Art, daß es mir wie elektrisches Feuer durch die Adern zuckte. Da sie sich zu gleicher Zeit an mich, wie an einen alten Bekannten anschmiegte, so erfaßte mich ein süßer Taumel, meine Besinnung umflorte sich und ich umschlang sie mit wilder Heftigkeit. Unsere zitternden Lippen begegneten sich, feurige Küsse brannten. Weit entfernt, mir zu widerstehen, preßte sie mich vielmehr glühend an ihren wallenden, fast entfesselten Busen. Ich vergaß mich und drückte schon heiße Küsse auf den ungestüm auf- und niederwogenden, da schlug ein lautes Gelächter an mein Ohr,

das aus den Kehlen einiger, nicht weit von uns vorüberwandelnden Weiber kam. Ich schrack beschämt zusammen — und auf einmal fuhr eine Erinnerung an meine Mutter wie ein heller Blitz durch meine Seele, mein guter Geist erwachte zur rechten Zeit. Ich sah den wunderbar ausdrucksvollen Blick, mit dem meine Mutter beim Abschiede auf mich niedersah — und in plötzlicher Kraftgewinnung raffte ich mich auf von dem Rande des Abgrundes, in welchen hinabzutaumeln ich schon Willens war.

Sie seufzte tief auf und sah schmachtend an mir heran, ihre Wangen glühten, in lieblicher Verwirrung vergaß sie die schickliche Verhüllung üppiger Formen. Ich zitterte und versuchte umsonst, Worte zu gewinnen. Meiner nicht ganz bewußt, ergriff ich sie bei der Hand, zog sie sanft in die

Höhe und trat stillschweigend mit ihr aus der Laube. Lautlos gingen wir neben einander fort, während sie die Augen senkte und Einiges in ihrer Kleidung ordnete.

Noch hielt ich sie für schuldlos und mich für schuldig. Inzwischen wurde mir die gute Meinung, die ich, von ihren Reizen bestochen, noch von ihr hegen mochte, einigermaßen genommen, als sie an dem Platze, der bisher unser Trennungspunkt gewesen war, mit einer glühenden Heftigkeit meine Hand faßte, einen heißen Kuß auf meine Lippen drückte und mir ins Ohr lispelte: Du kommst doch morgen wieder in die Laube, Heißgeliebter? — und dann schnell von mir hinwegeilte.

Ist das Liebe, — so versuchte meine Vernunft meiner aufgeregten Sinnlichkeit zu begegnen, — diese Glut, dieses unzarte,

schnelle, heftige Hingeben an mich? — Nein! das muß Wollust seyn. Doch vielleicht denkt das Mädchen gar nicht an etwas Unreines!? — Aber das kann nicht seyn! — Schaamhaftigkeit, die natürliche Schaamhaftigkeit, die der weiblichen Natur als ein mächtiger Zügel ihrer Reizbarkeit von einem höhern Wesen verliehen wurde, fehlt Amalien. Würde sie außerdem sich nicht gescheut haben, so unzurückhaltend den ersten Schritt zu thun, um sich mir hinzugeben? — Sey stark! Noch ist es Zeit, noch bist du dem Falle nur nahe gewesen, noch nicht wirklich gefallen. Nie sehe du sie wieder! — Oder kann der Mangel an Jungfräulichkeit für dich anziehend seyn, wenn du selbst anders dich noch rein fühlst? Wohin soll, wohin kann es dich führen, wenn du solchen Umgang fortsetzest, wirst

du nicht fallen, wenn noch einmal solche Augenblicke eintreten, wo ihre Küsse deine Vernunft entkräftigen und Gluten in dir aufregen, die du ersticken sollst als Mensch, als Christ, als künftiger Lehrer der Religion! — Nichts steht auf einem schändlicheren und giftigeren Boden, als was auf Sinnlichkeit gebaut ist!

Alle diese Vorstellungen wurden jedoch in mir schwächer, als meine Einbildungskraft lebendig wurde. Je lebendiger diese wurde, desto schwerer wieder wurde mir die Ueberzeugung von der Sinnlichkeit meines Zustandes, desto reizendere Bilder der Versuchung traten vor meine Seele. Wunderbare Wallungen wirbelten mein Blut in wildem Kreislauf durch alle meine Pulse und ich war für diesen Abend unfähig, meine gewöhnlichen Arbeiten vorzunehmen.

Unzufrieden mit mir selbst, warf ich mich auf's Lager und spät erst nahm mich ein unruhiger Schlaf in seine Arme und wirre Träume führten mir bald das Bild meiner Mutter zu, wie sie tadelnd und schmerzlich-weinend vor ihrem Sohne stand, — bald das Bild Amaliens, wie sie schwärmerisch die Hände nach mir ausstreckte, seufzend mich anblickte und an das buhlerische Herz lockte.

Den ganzen folgenden Tag war ich zerstreut, in den Collegien hörte ich nur halb und zu Hause glückte mir keine Arbeit. Je näher der Abend rückte, desto lauter tönten die Worte vor meinen Ohren: „du kommst doch morgen wieder in die Laube, Heißgeliebter?" — und als die Stunde meines Abendspaziergangs schlug, hatte der alte Adam in mir die höchste Gewalt erlangt.

Du gehst zur Laube, sprach's wild und heftig in mir. Voll unreiner Glut trat ich aus meinem Hause, als ohngefähr zwanzig Schritte davon ein unbekannter junger Mann, in einen Mantel gehüllt, mir freundlich entgegentrat.

Trauen Sie, redete er mich an, einem Unbekannten, der gerne ihr Freund seyn möchte und folgen Sie mir nur bis an jenen Garten.

Zweifelnd und wild sah ich ihn an, ohne etwas zu erwiedern. Er nahm mich aber am Arme und zog mich halb bittend, halb mit Gewalt mit sich fort.

Blicken Sie, sagte er leise zu mir, als wir einen Garten, der mit einer Bretterwand umgeben war, erreicht hatten, durch diese Astöffnung in jene Hütte. Halb bewußtlos leistete ich ihm Folge und erblickte

meine Schöne in den Armen eines Offiziers in der unanständigsten Haltung. Das Feuer des Zorns loderte in mir auf, ich wollte auffahrend hineinstürmen, aber meine Besonnenheit kam schnell wieder und eine furchtbare Eiskälte strömte durch mein Inneres.

Haben Sie Dank, redete ich meinen Unbekannten an, nun bin ich mir selbst wiedergegeben, der Schleier, den unreine Lust vor meine Augen hing, ist gefallen, ich sehe auf einmal wunderbar hell! — Doch wer sind Sie, wie kommen Sie, ein Unbekannter, dazu, mich zu warnen? Sind Sie vielleicht auch einer von denen, die durch die verführerische Larve jener Dirne getäuscht wurden? — Gott in welchen Schlingen befand ich mich!

Sie sollen Alles erfahren, erwiederte er, —

lustwandeln Sie nur einige Minuten mit mir in die Frische des Abends hinaus!

Ich folgte, denn in ihm erkannte ich meinen Engel. Als wir im Freien waren, erfuhr ich von ihm, er sey Professor in Reinbach und gestern in Schönthal, wo er vor einigen Jahren studirt habe, angekommen, um eine gute Freundin zu besuchen! Diese Freundin habe ihm gestern, als ich gerade unter ihren Fenstern vorübergegangen sey, geäußert, wie sehr sie mich bedauere, da ich fleißig seyn solle, aber leider! seit einiger Zeit Umgang mit der verrufenen Buhlerin Amalie habe. Drauf habe er, durch ihre Wünsche, einen hoffnungsvollen jungen Mann vom Untergange gerettet zu wissen, den Vorsatz gefaßt, mich aufzusuchen und mir das Schreckliche meines Umgangs zu schildern und er sey so glücklich gewesen,

mich gerade zu einer Zeit zu treffen, welche mich sichtbar von meiner Irrung hätte überzeugen können.

Der freundschaftliche Antheil, den ein mir unbekanntes weibliches Wesen an mir nahm, erregte meine Begierde, nicht nur demselben meinen Dank zu erkennen zu geben, sondern auch dessen genauere Bekanntschaft zu machen.

Ich äußerte dem Professor den Wunsch, bei seiner Freundin eingeführt zu werden. Er machte mir Hoffnung. Schon am andern Tage wurde ich bei ihr eingeführt und so beschämend auch die Umstände waren, die mich ihr näher brachten, so wußte sie doch mit einer eigenen Zartheit mich darüber zu beruhigen, nachdem ich ihr so züchtig, als möglich, den Hergang der ganzen Sache angedeutet hatte.

Von dem Tage an sahe ich Carolinen und ihre Schwestern täglich und ihrem Umgange mit mir verschwanden die unreinen Gedanken aus meiner Seele.

Nie habe ich es stärker gefühlt, daß das weibliche Geschlecht zur Bildung des männlichen nothwendig ist, als damals. Und jezt noch, nachdem jene Stunden schon lange vorüber sind, behaupte ich, daß der Mann im Umgange mit edlen weiblichen Geschöpfen erst der Mensch wird, der er seyn soll.

Das edle weibliche Geschöpf, das mit dem Mann umgeht, ist für ihn das, was die Sonne für die Frucht ist. Die Frucht bleibt herb und oft ungenießbar, wenn die Sonne fehlt, der Mann bleibt herb und ungenießbar, wenn der Umgang mit weiblichen Wesen ihm gefehlt hat. Warum sollte

das eine Geschlecht für das andere nicht auch zur gegenseitigen Bildung da seyn! Erst dann entsteht ein rechter Mensch, wenn sich in ihm das Herz und die Gefühle eines edlen weiblichen Wesens, der Kopf und die Kräftigkeit eines unverdorbenen Mannes vereinigen. Wie soll aber diese Vereinigung entstehen, wenn sie nicht durch einen geregelten Umgang mit dem andern Geschlechte herbeigeführt wird? — Der größere Theil des männlichen Geschlechts wird ja mehr zum Wissen, als zum Empfinden angeleitet. Die Bildung, die es in der Regel erhält, besteht meist in der Erwerbung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten. Schon als Knabe verläßt oft das älterliche Haus der künftige Mann und — kann es denn anders seyn, daß seine natürlichen Gefühle der Liebe, die in seinem jungen Her-

zen wenigstens für Aeltern und Geschwister wohnen, gehemmt und durch die Entfernung, durch fremde Vorstellungen aller Art geschwächt, oder mit unreinen Gefühlen vertauscht werden? —

11.
Wie sich nach großem Kampfe das Apostolische Wort an mir bewährt: „uns ist bange, aber wir verzagen nicht!“

Von nun an trieb ich noch weit eifriger, als vorher, meine Studien. Allein trotz der Arbeiten, welche neben meinen Studien mich anstrengend beschäftigten, um mein Leben fristen zu können, trat im dritten Halbjahre ein großer Mangel ein, nachdem mir mein Vater das Letzte, was seine Vermögensumstände erlaubten, geschickt hatte. Daß

ich unter solchen Umständen wohl keine Lust in mir verspüren konnte, mich in irgend eine Verbindung der Musensöhne einzulassen, in eine sogenannte Landsmannschaft, wie es deren damals gab, zu treten, — daß mir der Muth fehlen mußte, mich an die Schaaren der aus der Stadt strömenden Studenten anzuschließen, um mit den Handwerkern mich zu schlagen, wozu das laute: Bursche 'raus! — das durch die Straßen tönte, auch mich aufforderte, — ist einleuchtend. Ich arbeitete noch mehr, saß gewöhnlich bis um ein Uhr nach Mitternacht, und stand um fünf Uhr wieder auf, um recht viel Zeit zu gewinnen. Da unterlag mein Körper der fortgesetzten Anstrengung sichtbar, ich magerte ab und bekam Brustschmerzen. Das nöthigte mich, einige Zeit in meinen Arbeiten nachzulassen.

Mein Geld war inzwischen ausgegeben, die Zeit kam, wo ich wieder auf meine Convictstelle vorauszahlen mußte. Diese Vorauszahlung betrug wenig, aber auch dieß Wenige hatte ich nicht und meine Uhr, die ich mir auf dem Gymnasium angeschaft hatte, war schon bei der Verleiherin. Vorgen mochte ich nicht, wer hätte mir auch etwas borgen mögen, dem Armen? — Arbeiten durfte ich nicht mehr so heftig, weil ich sonst ohnehin vor Schwäche verkommen wäre. In Herzensangst sank ich da einst auf meine Kniee und betete mit Inbrunst zu dem, der in's Verborgene sieht: „Vater, du hast mich durch so viel Rauhes und Hartes bis hieher gebracht. Schon erblicke ich das Ziel, das ich erreichen wollte — und nun soll ich, auf der letzten Spanne Wegs dahin, verschmachten? — Du giebst

ja so Vielen Kraft und Muth, — ach! lasse meinen Körper nicht unterliegen und öffne mir die Angen meines Verstandes, daß ich erlaubte Mittel auffinde, mir in meiner bedrängten Lage zu helfen."

In etwas ermuthigt, flüchtete ich mich in's Freie. Der Sommer war meist vorüber und schon schaute der Herbst mit seinen fahlen Farben aus Hecken und Bäumen und sein Athem war schon etwas rauh und kalt. Ach Gott! seufzte ich, die rauhere Luft fühlend, und vor der kommenden Kälte des Winters schon jetzt zitternd, — noch einen Winter muß ich hier zubringen, — nur Kraft, nur Kraft zur Arbeit, auf daß ich gegen ihn, den rauhen, Schutz gewinne. So seufzend befand ich mich in einem Gange, den ich im Frühjahr besonders besucht hatte. Meine Schreibtafel auf-

schlagend, traf mein Auge auf ein Blatt, auf welches ich im Frühjahr, um mir Muth in einer ähnlichen traurigen Stimmung zuzurufen, folgende regellose Klänge geschrieben hatte:

Sey du von mir gegrüßt, du schöner Gang der Stille,
Sey du's, der meiner Seele Fluten stillt!
Du bist so blumenreich, vielleicht aus Blumenfülle
Der Quell entspringt, aus dem mir Ruhe quillt!?
Wie ruhig sinkt in dir des hehren Tages Schwinge,
Wie glänzt in dir das Sternenkleid der Nacht!
Bliebst du nur so! — doch flutet fort der Strom der Dinge,

Bis neben ihm sein Land zusammenkracht!
Warum bist, meine Seele, du so tief erschüttert?
Weil in dem Luftmeer wallt der liebe Mond, —
Weil über jenem Berg der Sonne Nachglanz zittert —
Mit zartem Roth umsäumt den Horizont? —
Weil unter der Syringa sanftem Blattgeflüster
Die Nachtigallen klagen durch die Nacht?
Ach nein! Es ist die Noth, die dich durchbebt, denn düster
Umschwebet dich des Lebens grause Macht.

Du fühlst, — des Lebens Träume sind
so schwer zu träumen,
Wenn auch von jedem Blatte Leben schallt,
Wenn auch ein jeder Tropfen, der,
von Blütenbäumen
Sich windend, fällt, — des Höchsten Namen lallt!
Doch Muth, nur Muth entfesselt dich
von deinen Uebeln,
Führt glücklich dich durch jedes Labyrinth;
Was frommt es dir, stets über deine
Noth zu grübeln,
Wenn dieß mit stärkerm Schmerz
dich überspinnt?! —

So regellos, — und nur durch die Reime herbeigezogen, diese Zeilen waren, so lag

doch in ihnen für meine damalige Stimmung ein Etwas, das beruhigend in die Saiten meines Herzens eingriff. Meine Augen ruhten unter dem wehmüthigen Entzücken, das der Herbst immer hervorzubringen pflegt, auf der herbstlichen Landschaft. Alle die Bäume und Gesträuche, von denen jetzt einige, noch mit matterm Grün bekleidet, halb entlaubt, andere, — gelbe und hochrothe Blätter bewegend, da standen, hatte ich im Frühjahre treiben, Blüten tragen und Früchte ansetzen sehen. Die Hoffnungen, die sie damals im Vereine mit andern Pflanzen und Blumen aufregten, waren nun erfüllt und die freundlich gute Mutter Natur bereitete sich vor, ihr jungfräuliches Brautkleid, das sie im Lenze in üppiger Mannichfaltigkeit um sich gelegt und das des Sommers Hitze und der Herbst

mit

mit einigen kalten Nächten zum Matronenkleide gebleicht und vereinfacht hatte, ganz abzulegen.

Düstere Todesgedanken traten an die Stelle meines wehmüthigen Entzückens. Die Freundlichkeit selbst, mit der Caroline mir entgegen kam, war nicht vermögend, sie ganz zu zerstreuen. So ist es, klang's immer in meiner innersten Tiefe, so ist es mit dir, wie es jetzt mit der Natur ist, nur daß du kümmerlich geblüht hast, um vor der Frucht von des Lebens rauhen Winterathem zu welken. Warum sind so viele von denen, die in gleicher Absicht mit dir diese Stadt besuchen, in so ganz andern und glücklicheren Verhältnissen? Sie genießen die schöne Jugendzeit, sind froh und glücklich und mit weit weniger Sorge, mit weit geringerer Mühe befreunden sie sich

mit der Wissenschaft und vermögen bei allen dem weit tiefer in sie einzudringen, als du mit deiner lebenverzehrenden Kraftanstrengung.

Am Tage darauf, da auf's Neue die, wenig Freudiges gewährende, Wirklichkeit vor mir lag, ging ich noch ziemlich ruhig in's Collegium, aß zu Mittage im Convikte, wie ich meinte, zum letztenmale, denn am folgenden Tage mußte wieder auf sechs Wochen vorausgezahlt werden. Nach Tische, da ohnehin der Herbst die botanischen Spaziergänge mit meinem Siebenbürgen eingestellt hatte, wandelte ich düster am Ufer des großen Flusses hin, der an Schönthal vorbeifließt. Der Himmel war grau umhangen, es war ein sehr neblichter Herbsttag und der Fluß wälzte auf seinen trüben

Wellen eine Menge abgefallener Baumblätter dahin.

Meine Sinne verwirrten sich, es lockte heraus aus den kalten Fluten und ein böser Geist in mir raunte mir zu: einen muthigen Sprung — und du bist von deinen Sorgen befreit! —

In diesen Augenblicken trat das Bild meiner Mutter vor meine Seele, — ich raffte mich zusammen. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben! sprach ich leise und wanderte auf die Landstraße zurück. Wie beschämt fühlte ich mich!

Ein Lehrer der Religion willst du werden? rief ich mir zu; den Glauben an den willst du verkündigen, der einst sprach: „Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht

für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise und der Leib mehr, denn die Kleidung? Ihr sollt nicht sorgen und sagen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit sollen wir uns kleiden? denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr dieß alles bedürfet."

Dieses beschämende Gefühl wurde noch verstärkt, als ein wandernder Handwerker auf der Landstraße schwer bepackt einherschritt und halb laut das schöne Lied sang: „auf Gott und nicht auf meinem Rath will ich mein Glücke bauen."

Das Vertrauen auf Gott kehrte wieder in meine Brust zurück und — wunderbar bewährte sich dieses Vertrauen. Denn als ich auf dem Rückwege vor dem Posthause vorüberging, fiel mein Blick zufällig auf die

vergitterte Tafel, an welche die Namen derer geschrieben zu werden pflegten, welche Geld erhielten, ob ich gleich hundertmal vorübergegangen war, ohne nur einmal hinzusehen, weil ich die Unmöglichkeit begriff, meinen Namen, der der einzige in der Stadt war, angeschrieben zu sehen. Wie erstaunte ich daher, meinen Namen da zu finden! In einer unbeschreiblichen Stimmung kam ich nach Hause — und es dauerte nicht lange, so brachte mir der Postbote eine Rolle Geldes. Freudig zahlte ich ihm etwas für seine Bemühung aus der Rolle selbst. Vergebens suchte ich nach einigen Zeilen, ich fand blos den Inhalt von dreißig Gulden.

Ein Schiffsmann, der nach heftigem Sturme das Land glücklich erreicht, kann keine größere Freude haben, als ich hatte. Mir war, als hätte ich Tausende gewon-

nen. Unter wohlthuenden Thränen faltete ich meine Hände und blickte stillbetend auf zu dem Unsichtbaren.

Die Schriftzüge der Addresse waren mir unbekannt, doch glaubte ich einige Aehnlichkeit mit Bertha's Schriftzügen wahrzunehmen.

Ich schrieb daher an den Forstmeister zu Weißenborn und deutete behutsam auf dieß erhaltene Geschenk hin. Ob Bertha, der Gegenstand meiner ersten, auch damals noch still fortglühenden Liebe, mir von ihrem ersparten Gelde auf's Neue, wie vor einigen Jahren schon durch den blöden Michel, eine heimliche Unterstützung reichen wollte, ist mir bis heute unbekannt geblieben, da der Forstmeister mir bald darauf antwortete, er sey ein tiefgebeugter Vater, Bertha sey vor einigen Wochen zu einem bessern Leben abgerufen worden. —

Der Winter, vor dessen Eintritt ich so sehr mit Furcht erfüllt worden war, ging glücklich vorüber. Ich hatte auf's Neue es wagen können, durch Abschreiben und Unterricht mir wieder etwas zu verdienen und das Frühjahr, in welches ich die Beendigung meiner akademischen Studien setzen wollte, erschien mir, dem Freudigen.

Ohne einen Heller Schulden gemacht zu haben, verließ ich die Stadt, die mich einen Theil meiner körperlichen Gesundheit und Kraft kostete. Die einzigen Thränen des Abschiedes, die ich vergoß, flossen der Trennung von Carolinen und ihren Schwestern.

Von dem, was ich mir neben meinen Studien verdient hatte, war mir so viel übrig geblieben, daß ich meine wenigen Effecten mit der Post abschicken und zu Fuße, welches ich der Annehmlichkeit der Reise

wegen dem Fahren vorzog, — ohne Mangel zu leiden, reisen konnte. So ging ich denn mit dem stolzen Gefühle, eine große Schwierigkeit überwunden, Vieles ertragen, meinen Geist so viel, als möglich, gebildet und ein reines Herz in den mannichfaltigen Lockungen zum Bösen bewahrt zu haben, ohne alle Begleitung — aus der Stadt. Oben auf dem Berge, auf welchem man Schönthal mit seinen herrlichen Bergen und alten Ruinen umher noch einmal erblickt, sendete ich noch tausend Segenswünsche hinein für das Wohl Carolinens, meines Schutzengels, der Professoren, die den Armen unentgeltlich aus der Quelle der Weisheit schöpfen ließen und des Mannes, der mir für den Unterricht seines Sohnes Wohnung gegeben und Freundschaft geschenkt hatte. Ein ernstes Gebet stieg aus meiner

Brust zu Gott für Amalien, daß sie sich bekehren und in ihrem Engelskörper eine Engelsseele herstellen möge. Die Gedanken, die mich auf der ganzen Reise beschäftigten, waren Gedanken des Lobes und der Ehre Gottes, und meine Empfindungen bestanden in den süßen Vorgefühlen der Freude, meinen Aeltern und meiner Schwester wieder in die Arme zu sinken.

12.

Wiedersehn und erster Predigtversuch.

Hoch und freudig schlug mein Herz, als ich durch die stillen Gassen meines Vaterstädtchens dem väterlichen Hause zuwanderte. Der Bruder! der Bruder! hörte ich meine Schwester jubeln, als ich unter dem Fenster hinging, an welchem sie schon den halben Tag sich beschäftigt hatte, um ja meine vorhergemeldete Ankunft nicht zu versäumen. Als ich die Hausthüre öffnete,

traten meine Aeltern und meine Schwester weinend vor Freude auf mich zu. Wir konnten alle nichts reden und nur meine Mutter schluchzte: Gott sey Dank! —

So wurde ich in die Stube gezogen und erst hier gewann mein Vater die Sprache wieder, indem er sagte: tausendmal willkommen, lieber Sohn! —

Ungeachtet meiner Ermüdung blieben wir bis nach Mitternacht zusammen und — meine Mutter besonders wurde nicht müde im Fragen und Hören. —

Da ich mich zu einem Candidatenexamen schon von Schönthal aus gemeldet hatte, so erhielt ich wenige Tage nach meiner Ankunft die schriftliche Aufforderung dazu, welcher die Aufgabe verschiedener schriftlicher Arbeiten beigefügt war. Nach glücklicher

Vollendung dieser Arbeiten reiste ich in die Hauptstadt zum Examen ab.

Ich vergaß, als ich durch den fürstlichen Wald kam, meine vormalige Verirrung und meinen alten Köhler nicht. Ich nahm mir vor, wieder eine Nacht in seiner Hütte zuzubringen. Ich hatte mir damals die Richtung bemerkt, in der seine Meiler rauchten und traf jetzt den Weg so gut, daß mir bald der Kohlengeruch in die Nase stieg. Wie damals, war es auch jetzt Frühling, der Wald stand in seiner schönsten Frische, die Vögel sangen ihre Lieder. In dem angenehmen Vorgefühl, noch einmal aus dem Munde des Köhlers und seiner Tochter das schöne Morgenlied singen zu hören: „Seele, du mußt munter werden, denn der Erden bricht hervor ein neuer Tag ꝛc.“ trat ich aus dem Dickicht auf den freien Platz,

auf welchem die Meiler rauchten. Die Hütte fiel mir in die Augen, aber es fehlte der riesenhafte Köhler mit seinem kurzen Pfeifchen. Statt seiner trat ein junger Mann hinter einem Meiler hervor und seine Blicke schienen mich zu fragen: was ich wolle?

Kohlt denn, fragte ich, der alte starke Köhler nicht mehr da, der vor einigen Jahren hier kohlte? —

Der sitzt, erwiederte er, jetzt besser, als ich und Er.

Hat er eine große Erbschaft gethan?

O wohl die größte, die ein Mensch thun kann.

Nun?

Er hat den Himmel ererbt.

Mein Köhler ist also gestorben?

Ja wohl, Er steht auf seiner Asche, vo-

riges Jahr ist er in seinen Meiler gestürzt und — verbrannt.

O Gott, seufzte ich, der gute Mann, so sehe ich ihn also hier nicht wieder!

Bewahre! — es konnte aber auch gar nicht anders seyn, er mußte sterben. Sieht Er, voriges Jahr machte ich Bekanntschaft mit ihm, wohl sagte ich zu ihm: „lieber Alter, es ist ein gefährliches Jahr für die Köhler, überlaßt mir eure Kunden und setzt Euch in Ruhe. Ihr habt immer noch so viel, daß Ihr leben könnt.“ Aber das Reden war umsonst. Geck, sprach er zu mir, wer sagt dir, daß dieses Jahr den Köhlern besonders gefährlich sey? Jeder Tag, jede Stunde, jede Minute ist dem Menschen gefährlich, der nicht auf seiner Hut ist. Der liebe Gott braucht nicht viel dazu, um einem Erdenwurm das Lebens=

licht auszublasen. Jeder Schritt kann uns den Tod bringen.

Da er gar nicht hören wollte und mich noch dazu darüber auslachte und ausspottete, da zog ich mein Büchlein aus der Tasche und las ihm, — denn sieht Er, Herr, lesen hab' ich gelernt, wie ein gestudirter, — die Prophezeihung vor. Hier ist sie.

Hier überreichte mir der junge Köhler ein altes, schmutziges Büchlein ohne Titelblatt und deutete auf eine Stelle, wo es ohngefähr so hieß:

„Die alten Menschen reich und karg,
„Gerber, Schumacher, Meurer, Zymerleut,
„Menschen, die daß Erdtrich bawen vnd
„Berckleuth, die daß Ertz graben, Juden,
„Mönchen die da Swartz tragen, Cöler,
„dieweil yr bedeutter das gantz jare läufft
„in seynen elendt vnd gestanden im hauß

„des dots vnd der fintschafft, so bedürffen „sie diß jare nit sunderlich glück warten, „sundern dötliche krankheit vnd anders we„sen, gefencküiß, wyderwertigkeit vnd wenig „gewinnß in iren handeln, darumb sein ge„warnt im hornung, meyen, brachmon vnd „weynmon."

Ich gab ihm das Büchlein wieder zurück, das mir fabricirt zu seyn schien nach der: Pracdica deütsch des wirdigen hochgelehrten vnd weytberümbten Doctor Johansen Virdungs von Haßfurt uff dz. M. CCCCC. vnd xxxiiii. jare. gemacht zu Eeeren dem durchleüchtigsten etc. Ludwigen, Pfalzgrauen by Ryn u. s. w.

Hatte, so fuhr der junge Köhler fort, der Alte erst gelacht, so that er's, nachdem ich ihm das vorgelesen hatte, noch mehr. Recht hatte aber die Prophezeihung doch, denn wenige

wenige Tage darauf stürzte er in den Meiler.

Lebt denn, fragte ich weiter, seine Liesel noch? —

O ja, erwiederte er, die lebt und ist mein Weib. Sie ist zwar einige Jahre älter, als ich, aber auch verständiger, als ich. Herr, Er sollte einmal hören, wie sie mich zurecht weis't, wenn sie zuweilen heraus-kommt, — das tadelt sie, jenes tadelt sie und — sie hat wahrlich! allemal Recht. Und wie fromm ist sie, die hat erst einen Mann aus mir gemacht, — ich war sonst etwas liederlich, das hat sich aber alles gegeben, seit ich sie habe. Wenn ich nach gethaner Arbeit nach Hause komme, da fällt sie mir um den Hals und herzt und drückt mich und nennt mich einen lieben Mann.

Herr, da lacht mir das Herz im Leibe.
Na, ich erkenn's auch.

So sehr mir der junge Mann in seiner Art gefiel, so that mir doch der alte Köhler so wehe, daß ich mich beeilte, von der Stelle zu kommen, auf welcher ich ihn einst auf den Knieen liegen gesehen hatte und auf welcher jetzt sein Staub lag. Ich rief daher dem jungen Köhler, der des Lobes seiner Frau kein Ende finden konnte, ein Lebewohl zu und wandelte meine Straße weiter.

Meine Prüfung in der Hauptstadt ging vor sich und man gab mir nach dessen Beendigung die unzweideutigsten Beweise, daß man mit meinen Kenntnissen fast mehr, als gewöhnlich, zufrieden war und vergnügt und heiter kehrte ich zu meinen Aeltern zurück.

Nun erst trat meine Mutter mit ihrem

bisher im Stillen genährten Wunsche hervor, daß ich mich in meinem Vaterstädtchen hören lassen, das heißt, predigen solle. Mein Vater stimmte mit ein und mehre von meinen Verwandten gaben mir das nämliche zu erkennen. Von allen Seiten bestürmt und beherzigend, daß dieser Schritt, — wahrhaftig einer der bedenklichsten Schritte, doch von mir gethan werden müsse, wenn auch vielleicht mit größerer Vorbereitung und bei einer höhern Reife meiner selbst, begann ich die Ausarbeitung einer Predigt.

Ob ich gleich schon mehr, als eine Predigt, ausgearbeitet hatte, so war es mir doch nach meiner individuellen Stimmung unmöglich gewesen, dem Beispiele vieler meiner Mitstudirenden zu folgen, welche, — wie ich oft zu meinem Schrecken hörte,

schon auf der Schule sich practisch zu üben versucht hatten. Ich hatte mir einen viel zu hohen Begriff von der Würde des Predigtamtes gebildet, das seinem Verwalter besiehlt, an heiliger Stätte eine ganze Christenversammlung zu erbauen, zu Kindern Gottes, zu Erlösten des Herrn zu reden, — als daß ich mich hätte verführen lassen können, schon auf der Schule einige unreife Früchte, von fremden Feldern ungeschickt zusammengestoppelt, mit Anmaßung, Pomp und Geräusch unter die Zuhörer zu werfen.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich, nach einem Texte suchend, bei Jes. 41, v. 10. stehen blieb. Das Tröstliche, das darinne lag, that freilich auch mir wohl, der ich durch Gottes Hülfe nun so weit gekommen, so viele Schwierigkeiten glücklich überwunden hatte. Das, was ich aufschrieb

war ungefähr, nur hie und da mit andern Wendungen und Ausführungen, Folgendes:

Wo ist ein Mensch, dessen Auge nicht einmal Thränen des Schmerzens geweint, dessen Herz nicht einmal in Angst und Unruhe geschlagen hätte? Er ist ja hingegeben mit seinem zerbrechlichen Leibe dem Einflusse der Naturgewalten, der Begebenheiten und Ereignisse der Welt, der Menschenbosheit und gegen solchen Einfluß schützt keine irdische Macht und Größe. Es brausen die Stürme des Lebens sowohl über das Haupt dessen, der ein Scepter gebietend über der Volkskraft gewaltige Arme ausstreckt, als über das Haupt dessen, der am Bettelstabe dahinschreitet. Wenn nun die Noth, welche fortwährend durch das ganze Menschengeschlecht wie ein finsterer Geist schleicht, den

andern freilich weniger, den andern mehr ergreift und schlägt, auch unser Fleisch, unseres Wesens sinnlichen Theil erzittern läßt und muthlos macht, so beruhigt sich doch unser Geist, wenn er durch Christi Lehre gebildet ist, er ermuthigt sich und stimmt mit ein in die frommsinnigen Worte des Psalmisten: „ob ich schon wanderte im finstern Thale, so fürchte ich doch kein Unglück, denn du, Herr, bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ — Unser Herr und Heiland hat gelitten, wollen wir denn frei seyn von Leiden? — Hier kann ich ein Wort, das einst Lutherus in dieser Rücksicht äußerte, nicht mit Stillschweigen übergehen. „Wohlan, sagte der Gottesmann, will ich ein Christ seyn, so muß ich die Hoffarbe, das liebe Kreuz, auch tragen. Der liebe Christus giebt kein ander Ge-

wand an seinem Hofe, es muß gelitten seyn." — Wie aber? — wenn nun die Wellen des Unglücks gar zu gewaltig uns entgegenströmen und über unser Haupt zu gehen drohen? — Tröste dich, mein Christ, je größer die Noth, je näher Gott. —

Jesaias, der fromme Seher der Zukunft, legt Gott die Worte in den Mund: fürchte dich nicht, ich bin mit dir, ich stärke dich, ich helfe dir auch! — Daß diese Nähe Gottes in der Noth sich theils durch die Erscheinung wirklicher Hülfe, theils durch eine in dem Menschen entstehende ruhigere Stimmung, theils durch eine wohlthätige Wirksamkeit der Noth auf des Menschen Herz und Geist, sich kund thun, wird uns deutlicher, wenn wir den Satz: „je größer die Noth, je näher Gott!" in einem mehr-

fachen Sinn zerlegen. Dieser Satz ist wahr — a) in so ferne die Noth, je größer sie wird, auch ihrem höchsten Grade desto näher kommt, mit welchem sie ihr Ende erreicht. — Allem, das da lebet und webet auf Erden, ist ein Ziel angewiesen, über welches hinaus es nicht dauern kann, das gilt auch vom Glück und vom Unglück, das wird von der Natur, von der Geschichte und eigenen Erfahrung auf gleiche Weise bewiesen. Lasset das furchtbare Element des Feuers, dessen Wohlthätigkeit außerdem Niemand verkennen wird, des Menschen Wohnung ergreifen und nach allen Seiten hin seine gierig leckenden Flammen richten, — es kann ja doch nur so lange zehren, als es noch Nahrung erreicht. Lasset in einem Ungewitter, in welchem die Natur mit sich selbst im Kam=

pfe begriffen scheint, Verderben über einen Landesstrich dahinziehen; — die Blitze flammen nicht mehr, der Donner verhallt, wenn die Wolken sich entladen haben. Lasset den Winter noch so lange anhalten, es mildert die Glut der Sonne doch endlich seinen rauhen Athem und zwingt ihn, einer freundlicheren Jahreszeit Platz zu machen. — So mit der Noth. Das Elend, das einen frommen Hiob peinigte, wandte sich. — Die Sündflut, die alles Fleisch auf Erden verschlang und die Auserwählten im sichern Schifflein über die Bergrücken trug, sank doch endlich und der herrliche Farbenbogen der Gnade glänzte am Himmel. Josephs Gefangenschaft wurde Herrschaft. Acht und dreißig Jahre duldete der Kranke am Teiche Bethesda und doch erscholl endlich das heilende Wort: Gehe hin und sündige hinfort

nicht mehr! Nicht anders spricht die eigene Erfahrung. Oder wandelte nicht mancher schon in einer Dunkelheit, in welche lange kein Lichtstrahl fiel, welche aber urplötzlich in freundliche Helle sich auflöste, — wurde es uns nicht oft genug klar, daß Gott eine Last auflege, daß er sie aber auch tragen helfe, — daß er uns nicht versuche über unser Vermögen, sondern schaffe, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, auf daß wir es können ertragen? — O wie mancher Vater, wie manche Mutter schmachtete auf dem Siechbette — und ihr Leiden wurde des Kindes Leiden, hatte nachtheiligen Einfluß auf dessen Lebensgenuß, Thätigkeit, Auskommen, — der Leidende wollte verzagen, das Kind wollte verzagen, — da sandte Gott seinen Todesengel, daß er die Augen dem müden Erdenpilger zudrückte

und den Geist hinüberleitete, wo jede Klage verstummt. Es ist Gottes herrliche Einrichtung, daß nur zu einem gewissen Grade die Noth steigt, mit dem sie sich bricht. Der Satz: „je größer die Noth, je näher Gott!" ist wahr. — b) in so ferne wir in der Noth, je größer sie wird, desto mehr an Gott gewiesen werden. — Geläugnet mag es nicht werden, daß es hie und da noch einzelne Menschen gebe, die in christlicher Selbstverläugnung, in Unterdrückung schnöder Eigensucht, recht liebend ins Auge fassen ihre Mitchristen, die gerne Thränen trocknen, Schmerzen stillen, Muth einflößen, Trost austheilen und dabei das Wort beherzigen: lasse deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut. Allein — wie Viele giebt's deren, die des Trostes bedürfen! —

Da sind solche einzelne, reinchristliche Seelen — wie eine duftende Blume in der Wüste, ihr Duft kann nur einzelne Verirrte erquicken. Gesetzt aber auch, daß es deren gar viele gäbe, welche, im Geiste Christi wandelnd, bereit wären, zu segnen und zu helfen, wo sich ihnen Gelegenheit darbietet, können sie, auch bei dem besten Willen, überall seyn, bleiben sie als Menschen nicht immer kurzsichtig und ohnmächtig, giebt es nicht oft eine Noth, welche auch der beste und fähigste nicht mehr heben kann? — Oder kannst du, edler, willfähriger Christ, deinem Bruder die Glieder wieder schaffen und herstellen, welche die Wuth einer Schlacht von ihm riß, oder verstümmelte? Kannst du die süßen hoffnungsvollen Kinder ihm wiedergeben, welche der Tod abforderte, die Geliebte seines Her-

zens, die in seinen Armen starb? Kannst du die Gesundheit ihm wieder verleihen, wenn ein unvertilgbares Gift durch seine Adern schleicht, wenn ein von den Aeltern ererbtes Uebel die zarten Lebenskeime zernagt? — Wenn nun der Mensch in solcher Noth, die so groß wird, daß Menschen nicht mehr helfen können, — Hülfebittend in das Auge des Menschenfreundes blickt, oder dessen Hand ergreift — und dann eine Thräne, die in des Menschenfreundes Auge zittert, den Leidenden die Schreckensbotschaft lesen läßt und ein sanfter Druck der Hand ihm die furchtbare Versicherung giebt: „ich kann dir nicht helfen, ich kann dich nur bedauern und Theil nehmen an deinem Wehe!" O wohin lenkt dann der innere Blick des Leidenden sich anders, als zu Gott, der allein noch Hülfe gewähren kann, wenn sie vor

menschlichen Augen unmöglich ist? Nichts mehr hofft er von der Erde, so hofft er denn noch vom Himmel. In sein Gedächtniß klingen aus der Jugendzeit und aus der Bibel himmlischen Heiligthume fromme tröstliche Worte herüber. Wo ist der, tönt es durch seine Seele, der dem Sohne, so er um einen Fisch bittet, eine Schlange und so er um Brod bittet, einen Stein gebe!" „Wer sind einst die, mit weißen Kleidern angethan, und woher sind sie kommen? Diese sind, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes." — Seine Empfindungen gestalten sich zu einem Gebete voll Demuth, Dank und Rührung: „wer bin ich Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast:" zu

einem bescheidenen Bittgebete, jenem nachgebildet, das einst der Göttliche in schauerlicher Nachtstunde zu seinem Vater emporsendete: „ist's möglich, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." Es ist, als ob ein freundlicher Engel die Seufzer des Leidenden aufnehme, zu Gott bringe und von ihm mit erquickenden Troste für des Leidenden Herz zurückkehre. Es wurzelt der Glaube an Gott fester, er fühlt es, daß Gott sich zu ihm nahe, wenn er sich zu Gott naht. So treibt denn die Noth, je größer sie ist, desto mehr zum Gebete, zum geistigen Umgange mit dem Unendlichen, der Glaube erstarkt, aus ihm wird Vertrauen, aus dem Vertrauen Muth und aus dem Muth Kraft — und — erscheint einem solchen Dulder der Tod, so findet er einen

Christen, der durch Trübsale dem himmlischen Reiche Gottes sich nähert und seelig in sich schon — und bewährt in mancherlei Prüfung des ewigen Lebens Krone empfängt. Der Satz: je größer die Noth, je näher Gott! ist wahr — c) in so ferne die Noth, je größer sie wird, desto besser uns macht, desto sicherer uns zu Gott führt. — Obgleich jede Lage uns in die Gefahr bringen kann, in Sünden zu fallen, so ist es doch ganz vorzüglich die Gunst des Glücks, die uns in solche Gefahr bringt, es wird für uns leichtsinnige Erdenkinder gar leicht ein scharfgeschliffener Dolch, mit dem wir spielen und — ehe wir uns dessen versehen — unser inneres Leben damit verwunden, oder gar zerstören. Tausend Erfahrungen predigen uns des Glückes Unbestand, und doch trauen

wir

wir thöricht seiner Dauer. Tausend Belehrungen haben es uns von Kindheit auf gesagt, daß alle gute und alle vollkommene Gaben von Gott kommen, und doch geben wir so leicht der thörichten Einbildung Raum, sie durch unsere Verdienste errungen zu haben. So wandeln wir in des Glücks Begünstigung stolz dahin, halten uns für die Stifter desselben, fangen bald an, andere zu übersehen und zu verachten, vergessen die Liebe, die wir dem Bruder schuldig sind, vergessen den liebevollen Geber aller guten Gaben, vergessen uns selbst, unser guter Geist weicht von uns, wir werden Freunde des sinnlichen Genusses, die regellose Lust wird unsere Freundin — bis Gott eintritt und wir das Wort auf uns anwenden lernen: „bis hieher sollst du kommen und nicht weiter, hier sollen sich legen deine

stolzen Wellen." — Es zieht die Noth bei uns ein, wir empfinden des Glückes Wankelmuth, viele falsche Gebilde, die wir uns schufen, zerfallen, — unser Bild tritt immer deutlicher aus dem Spiegel unserer Seele, in welchen wir schauen, entgegen, — wir sehen gar bald, wenn wir anders nicht geflissentlich blind seyn wollen, daß wir zu denen gehören, die Gott und ihren Heiland verlassen haben. — Liegen nur da noch einige Funken des Guten in uns, so sehen wir nur zu gut ein, wie gar viel oft von der Noth, die uns trifft, auf unsere eigene Rechnung gesetzt werden müsse, wir gleichen dann den Brüdern Josephs, welche im Drange des Augenblicks, den ihr unbekannt gewordener Bruder herbeiführte, auf sich selbst, als jenes Dranges Ursache, zurückschauten und sagten: „das haben wir an

unserm Bruder verdient!" — Wir erkennen unsere Fehlerhaftigkeit, die erkannte bereuen wir, nähern uns wieder dem Gott der Liebe, den wir verließen und sagen gleich jenem verlorenen Sohne: „Vater ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, ich bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße." — Je mehr die Noth auf das entstehende Bewußtseyn unserer Fehler und Sünden wirkt, desto sicherer wird dieß Bewußtseyn der Entstehungspunkt unseres Strebens, mit Gott wieder in das schöne Verhältniß eines liebenden Vaters und liebender Kinder zu treten, und je mehr wir dieses Streben zu verwirklichen bemüht sind, desto mehr erbarmt sich Gott unserer Schwäche, verzeiht uns, und nimmt uns, die wiedergefundenen Verlorenen, gern an sein Vaterherz auf. — Je größer die Noth, je

näher Gott! Dieser Satz ist wahr — d) in so ferne, — je größer die Noth ist, desto mehr die Kluft schwindet zwischen Gott und dem Menschen, welche durch das zu feste Hängen des Menschen am Irdischen entstand. — Viele der Christen leben, als ob diese Erde der Endpunkt alles Menschenlebens sey, der leitende Grundsatz ihres Beginnens ist daher der: iß und trink, liebe Seele, denn morgen bist du todt! Was die Erde nur Angenehmes bietet, das wird von ihnen erstrebt als höchster Zweck. Reichthum, meinen sie, sey der rechte Stein der Weisen, mit dem man sich verjüngen, mit dem man genießen, mit dem man verschlossene Menschenherzen öffnen, und den Mund der Beredten verschließen könne, daher sie auch alle mögliche Mittel in Bewe-

gung setzen, die dahin führen zu können scheinen, seyen sie vor dem Richterstuhle der Religion und der Vernunft zu billigen, oder nicht. Nach Reichthum, meinen sie, käme äußere Ehre, Rang, Einfluß, Schönheit, denn auch diese seyen Schlüssel, die gar manchen Schatz, der außerdem verschlossen bliebe, eröffneten. Oft liegen solche verkehrte Ansichten nicht blos in dem Verstande, sondern die Menschen bekennen sie wirklich durch die Art ihrer Handlungen. Kömmt nun da die Noth mit ihrer Bitterkeit, kann da dem Menschen die Erde und was sie bietet noch als das Höchste erscheinen, wenn er erwägt, daß weder sein Reichthum, noch seine Ehre, weder sein Einfluß, noch seine Schönheit ihn schütze gegen die Noth, daß Fürst und Unterthan sich beugen müsse unter eine höhere, gewaltigere Hand? —

Wer da die Augen seines Geistes nicht geflissentlich verschließt, der wird ja wohl einsehen, daß die Erde als der Weg anzusehen sey, auf welchem wir wandeln zu den Pforten des Himmels. Gewinnt aber der Mensch durch die Noth diese Ansicht, so wird er sich immer mehr an das Ewige in ihm und über ihm halten, vor Gott wandeln und fromm seyn. So schwindet mehr die Kluft zwischen Gott und ihm, er kömmt Gott und Gott kömmt ihm näher. Je größer die Noth, je näher Gott! — Toben Stürme über unsere Häupter, martern uns Leiden, spielen mit uns Schicksale, so können wir mit Recht uns damit trösten: Gott ist uns in ihnen nahe, theils mit wirklicher Hülfe, theils durch eine in uns entstehende ruhigere Stimmung, theils durch ihre wohlthätige Wirksamkeit auf unsern Geist und auf un-

ser Herz. Nähert sich einst der letzte Augenblick unseres Lebens, dringt die Noth auf uns ein, daß wir mit dem Tode zu ringen haben, dann stärke uns auch in dieser letzten Noth zur glücklichen Ausdauer der Gedanke, der uns bisher beschäftigte: je größer die Noth, je näher Gott u. s. w.

Wie unvollkommen und mitunter gesucht und gezwungen dieses Stück Arbeit war, das ich freilich hier noch unvollkommener gegeben habe, weil mein Gedächtniß mir nicht das Ganze treu hat bewahren können, — das wird Niemand so sehr einsehen, als ich selbst; allein in dem Augenblicke, in dem ich die Feder weglegte und Amen! schrieb, fühlte ich eine hohe Seeligkeit in mir, denn ich war mir bewußt, gethan zu haben, so viel ich damals vermochte.

Da ich den Oberpfarrer des Städtchens

gebeten hatte, mir am folgenden Sonntage eine Predigt für ihn zu erlauben, so war es aus seinem Hause wie ein Lauffeuer in der Stadt herumgelaufen und am nächsten Tage war kein Kind mehr im Städtchen, dem es unbekannt gewesen wäre, daß Benedict predigen werde.

Die Tage vor dem Sonntage wurden mit Memoriren, Wegschneiden und Zusetzen des Geschriebenen und mit practischen Versuchen vor dem Spiegel zugebracht.

Ein unbeschreibliches Gefühl regte sich in mir, als der Sonntag kam und es zum erstenmal läutete. Mit jedem Schlage pochte mein Herz stärker, halb vor Freude und halb vor Angst — und als ich endlich beim zweiten Läuten den Mantel und Kragen umlegte, um mich in die Wohnung des Oberpfarrers zu begeben, — als meine Aeltern mir Glück

wünschten und ich beim Heraustreten aus dem Hause gute Wünsche vernahm von denen, welche schon dem Gotteshause zuströmten, da glaubte ich in einer andern Welt zu seyn, ich kam mir groß und wieder erstaunlich klein vor und im Herzen betete ich: Gott, gieb mir Kraft und Stärke!

Der Oberpfarrer empfing mich ernstfreundlich, sprach wenig mit mir, ging bald in die Kirche voraus und winkte mir, zu folgen. O Gott, wie ward mir, als ich durch die Kirche der Sacristei zuschritt und eine ganze Gemeinde auf mich herschaute! Eine Welt schien auf mich zu fallen und meine Gedanken flossen wirr durch einander. Der Oberpfarrer bemerkte meine Bestürzung und sprach mir Muth ein. Auch ich, sagte er, gehe nie ganz unbefangen auf die Kanzel. Ein stilles Gebet aber, das ich vor dem Beginnen zu Gott

schicke, hat seine Wirksamkeit auf meinen Muth und meine Fassung nie verfehlt. Da Sie noch nicht vor einer Gemeinde gesprochen haben, so gehen Sie jetzt hinaus und lesen den Psalm vor, so wird Ihr Ohr an Ihr eigenes lautes Sprechen vor einer versammelten Gemeinde etwas gewöhnt.

Ich that es, glaubte aber beim Heraustreten aus der Sacristei versinken zu müssen, als mein Blick über die Versammlung streifte und ich meinen Vater schnell hinter einen Kirchenpfeiler sich zurückbeugen sah. Die ersten Töne, die ich sprach, bebten, am Ende des Psalms aber war alles Vertrauen und alle Besonnenheit in mich zurück gekehrt. Muthig ergriff ich beim Anfang des letzten Verses meine Bibel.

„Ich wünsche Ihnen Gottes Gnade und Segen" sagte der Oberpfarrer mit einer

Thräne im Auge und bald hatte ich die Stufen zur Kanzel erstiegen.

Jetzt schwiegen die Töne des Menschengesanges, die wie ein wallendes Meer dahingeflutet waren, — die urplötzliche Stille, die wie vom Himmel fiel, ergriff mich — und ich fand den Anfang meiner Predigt nicht, wie ich ihn einstudirt hatte, aber ein Gebet zu Gott floß über meine Lippen, wie ich vielleicht nie wieder eins öffentlich gesprochen habe. Die Rührung, die sich auf allen Gesichtern spiegelte, gab mir mit dem ausgesprochenen Amen des Gebets eine solche Sicherheit, daß ich mit Nachdruck und Herzlichkeit bis ans Ende fortsprach. Unter dem Gebete nach der Predigt fühlte ich eine große Seligkeit, aber auch zugleich eine Abspannung, wie ich sie in der Folge nie wieder gefühlt habe.

An die herzliche Umarmung des Oberpfar=

rers knüpften sich zahlreiche Glückwünsche, die ich bei meinem Nachhausegehen von den Reihen der aus der Kirche Zurückkehrenden empfing und im Hause schlossen Aeltern und Schwester mich mit Liebe und Thränen und Segen an die hochschlagenden Herzen.

So war nun mein Loos, ein Verkündiger des Wortes Gottes zu werden, mit diesem ersten schwachen, doch in seiner Art — gelungenen Versuche, entschieden.

13.

Wie ich ins practische Leben trete.

Meine erste Sorge konnte nun keine andere seyn, als die, meine Feder irgend wohin zu blasen und zunächst mich als einen Hauslehrer anzubringen.

Der Mensch wird, wenn auch sein ganzer voriger Weg den Beweis liefert, daß man, wenn man das Seinige nur redlich thut, Gott schon trauen dürfe, schnell wieder ängstlich, wenn er ein wenig Gedult haben soll in der Erfüllung seiner Wünsche.

Schon regte sich auch bei mir wieder die Angst, als ich auf meine ausgesendeten Briefe keine Antwort erhielt und meinen Aeltern zur Last da lag.

Bald jedoch entbot mich ein benachbarter Baron zu sich und übertrug mir voll Vertrauen und Liebe die Erziehung seiner Kinder. Da er, in Uebereinstimmung mit seiner Gattin eine gute Erziehung seiner Kinder für den höchsten Reichthum achtete, den er ihnen mitgeben könne, so wurde ich in seinem Hause, da man bemerkte, daß es mir ein Ernst war, recht viel Gutes zu stiften, bald geachtet und geliebt.

Vielleicht steigerte auch das die Liebe der Aeltern meiner Zöglinge zu mir, weil ich einen Vorgänger hatte, der im Aeußeren schon einen auffallenden Contrast zwischen sich und mir darstellte. Meine Gestalt war

die schlanke Gestalt eines zwischen Jüngling und Mann in der Mitte stehenden Menschen, — meine Stellung des Leibes war, so wie mein Betragen, bescheiden, ohne daß ich mir etwas vergeben hätte.

Mein Vorgänger hingegen hatte etwas Riesenmäßiges und Biertonnenartiges in seinem Aeußern, welches Letztere sich von häufigen Uebungen in der Zechkunde herschreiben mochte und von seiner Vermeidung alles angreifenden Studirens. Seine Stellung war keck und sein Betragen dummdreist.

Vornehme Leute hielten es damals der Bildung entsprechend, so wohl selbst, wenn sie zu Jemanden sprachen, einen lispelnden Ton anzunehmen, als auch einen solchen an andern zu lieben. Ich lispelte zwar nicht, doch war mein gewöhnlicher Sprachton nicht

vorlaut und schreiend. Meines Vorgängers Ton hingegen war tief und stark und wenn er in Affect kam, zitterten die Fenster. Zu dem Allen, wodurch er in dem Hause des Barons unangenehm wurde, kamen noch andere Dinge, die nicht empfehlend für ihn waren. Dahin gehörte, daß seine dumme, fast thierische Seele verliebter Complexion war und daß er sich nicht scheute, früh, wenn er noch im Bette lag, eine volle vierschrötige Bauernnymphe, welche, von der gnädigen Frau in eine Zofe verwandelt, ihm, wenn der Diener abwesend war, den Kaffee bringen mußte, nach seiner gröbern Art zu liebkosen. Das würde inzwischen seine Entfernung noch nicht bewirkt haben, da er sehr vorsichtig zu Werke zu gehen pflegte. Allein, da der junge Schulmeister im Orte auf dieselbe corpulente Muse seine

verliebte Neigung gerichtet hatte, diese aber gegen ihn, seit der Hofmeister da war, merklich kälter wurde, so erregte es des Schulmeisters Aufmerksamkeit und er kam der Sache auf die Spur. Seine Eifersucht reizte ihn zu unüberlegten Handlungen, der dicke Hofmeister vergaß sich gegen den Schulmonarchen und so entstand einst mitten im Dorfe eine ernstkomische Scene, bei der das ganze Dorf zusammenlief und sein Skandal hatte. Das gab denn die Veranlassung zur Entfernung des dicken Vorgängers.

Daß der gute Sinn, welchen die Aeltern in Ansehung meiner Zöglinge hatten, durch eine fremde Einwirkung gepflegt und genährt ward, erfuhr ich späterhin.

Ein Verwandter des Hauses nämlich war weit und breit als ein aus der Vorzeit her-

überragender Ritter bekannt. Dem Körper nach war er ein Alcide, dem Gemüthe nach ein Johannes. Gleich einem zweiten Peter von Terroil, war er ohne Furcht und Tadel. Noch jung hatte er ernste Schlachten mit gemacht und manche Fahne dem Feinde genommen, sich aber stets edel und großmüthig gegen Gefangene benommen. Ohne nach militärischer Auszeichnung zu geitzen, lag ihm nur daran, dem Vaterlande seinen tapfern Arm in der Gefahr nicht zu entziehen. Daher lebte er, sobald der Friede das Land beglückte, auf seiner, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden, Burg unter Büchern und sinnigen Freunden ein Mäcenatisches Leben. Nur ein Fehler schien ihm neben den Tugenden, die er in sich vereinigte, zum Vorwurf gemacht werden zu können, daß er — gar zu gut war

für seine schlaue Mitwelt. Seinen Stand ehrend, war er auch bereit gewesen, ihm ein großes Opfer zu bringen. Ein liebliches Mädchen, aber freilich nur bürgerlichen Standes, hatte sein ohnehin in Liebe schlagendes Herz entzündet und nicht abhold war dem schönen, kräftigen Manne das Mädchen. Allein seine Verwandten hingen noch zu fest an Vorurtheilen, die freilich in gewissen Beziehungen aufhören, solche zu seyn, — als daß sie seinen Entschluß, jenes Mädchen zu ehelichen, hätten billigen können und er hatte zu viel Anhänglichkeit an seine Familie, als daß ihn eine eintretende Spannung sollte gleichgültig gelassen haben. Er blieb also unverheirathet, stattete aber freigebig das geliebte Mädchen, dem er sich nie, nach Sinnenlust trachtend, genaht hatte, aus, als es einen ihrem Stande ange-

messenen, Geliebten gefunden hatte. Er gestand mir, als ich mit meinen Zöglingen einige Tage bei ihm zubrachte und ein noch immer blühendes Weib in Begleitung zweier kräftiger Söhne an seiner Burg vorüber fuhr, daß dieses Weib seine Geliebte gewesen sey. Der Gedanke, sagte er, macht mich wehmüthig: auch ich könnte solche Söhne haben. Nun aber bin ich unter den lebendigen Geschöpfen, die in, vor und um meiner Burg her ihre Nester bauen, allein — der Unbeweibte. — Eine große Thräne schwamm in seinem Feuerauge.

Dieser Verwandte des adeligen Hauses war es hauptsächlich, der einen vortrefflichen Geist bei den Aeltern meiner Zöglinge erhielt, denn er sah zuweilen nach und ermangelte nicht, das, was seinen Beifall nicht hatte, stark und eindringlich zu rügen.

In der Familie befand sich inzwischen doch eine Person, die mir recht viel hätte schaden können, wenn sie mehr Einfluß gehabt hätte, die Schwester des Barons. Eine stolzere, auf ihren Adel erseßenere Person ist mir in der Folge nie wieder vorgekommen, ob ich gleich nicht sagen kann, daß sie ihren Stolz gegen mich anders an den Tag gelegt hätte, als durch Blicke. In ihr vereinigte sich so viel Unwissenheit, Adelstolz, lächerliche Geziertheit, Prätention, dabei befand sich an ihrem Körper so wenig Anmuthiges, im Gegentheil so viel Zurückstoßendes, daß man ungewiß blieb, ob man sie, dem Totaleindrucke nach, mehr bedauern, oder mehr verachten sollte. Lächerlich aber kam sie mir jeder Zeit vor, wenn sie gelehrt thun wollte, denn da beschränkten sich ihre Aeußerungen gewöhnlich nur

darauf: „das Buch choquirt mich!“ „darüber läßt sich viel sagen!“ Dann warf sie, als habe sie ein brillantes Urtheil gefällt, den Kopf in die Höhe, verdrehte halb schwärmerisch, halb hochmüthig die Augen in ihrem lederfarbigem Gesicht und stopfte dann aus einer silbernen Dose ziemliche Portionen Taback in die ungewöhnlich weiten Nasenlöcher. Kaum war ich einige Tage da gewesen, da hörte ich, als ich nach Tische kaum die Thüre zugemacht hatte, ihre Stimme ungewöhnlich kreischen. Ich merkte gleich an den ersten Tönen, daß ich der Gegenstand war, der ihre Lungenflügel in Bewegung setzte.

— Bruder, — so waren ohngefähr ihre Worte, — das will ich dir nur expliciren, der neue Hofmeister hat noch wenig savoir vivre, der muß complett anders werden, der

Mensch thut ja, als ob er zu uns gehörte, er nimmt Antheil an unserm Gespräch, so einer muß warten, bis man ihn fragt; dann nennt er die Kinder: Du, mich nennt er: Fräulein, kann er nicht sagen: gnädiges Fräulein! Ist das Conduite? —

Hier hemmte ihr Bruder das losgelassene Schnarr- und Kreischwerk der Liebenswürdigen, indem er ihr versprach, es sollte Alles nach ihrem Wunsche gehen, sie möchte nur Gedult haben.

Befürchtend, noch artigere Sachen zu vernehmen, eilte ich in mein Zimmer.

Der Baron inzwischen und die Baronin änderten sich nicht in ihrem gleich anfangs gegen mich angenommenen Betragen. Die Kinder hingen mit Zärtlichkeit an mir und waren am vergnügtesten, wenn ich unter ihnen war. Vielleicht kam das daher, daß

ich den tollen Glauben verwarf, man mache tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüth, wenn man die Stirne gehörig runzele, eine rauhe Sprache führe und diese Sprache zuweilen durch den Bakel unterstütze. Methoden, nach denen der Mensch zu bilden sey, waren mir auf der Universität bekannt worden; aber nur zu bald war ich gar keiner Methode fest zugethan, weil ich einsah, daß der sich entwickelnde geistige Keim in jedem Menschen eine andere Bildungs- und Pflegungsmethode verlange und daß es für den allergeschicktesten Bildhauer wahr bleibe:

non ex quonis ligno fit Mercurius.

Mit den beiden Knaben, — Knaben, an denen durchaus nichts von dem unangenehmen, trüben, todten Wesen zu bemerken war, das sich damals so häufig an den Kindern der höhern Stände fand, — Kna-

ben, die in freudiger Geistesunbefangenheit und Lebenslust dahinlebten, machte ich schon das Jahr darauf einige Fußreisen. Die höchsten Berge wurden erstiegen und nie wurde ein beschwerlicher Weg, — oder die Versagung irgend einer Bequemlichkeit gescheut. Nur ein einzigesmal, als ich mit meinen Zöglingen und zweien Anverwandten derselben eine erst entstandene, aber schon sehr berühmte Erziehungsanstalt besuchte, um mich dort zwei Monate lang mit ihnen aufzuhalten, hatte ich eine kleine Unannehmlichkeit. Einer von den Verwandten meiner Zöglinge hatte eine äußerst verzärtelnde Erziehung bei einer vornehmen Tante erhalten und fand demnach weder an den anstrengenden Märschen, noch an der einfachen Kost, die uns an dieser Anstalt gereicht wurde, Geschmack. Dabei hatte er sich über

die übrigen einen gewissen Einfluß erworben. Wie schreckhaft mußte es für mich seyn, als ich im zweiten Monate unseres dortigen Aufenthaltes eines Tags gewahr wurde, daß, während ich die Knaben, wie gewöhnlich, nach Tische im Hofe mit Spielen beschäftigt wähnte, ihre Tragtaschen, die an der Wand in der Kammer hingen, verschwunden waren.

Mir fuhr gleich der Gedanke an Flucht derselben durch den Kopf, doch verwarf ich ihn schnell wieder, als der eine von ihnen zu mir hereintrat. Auf meine Frage nach den übrigen gab er mir die untröstliche Erwiederung, daß er sie schon eine halbe Stunde lang vergeblich suche.

Diese Nachricht und die Abwesenheit ihrer Reisebündel, die sie durch die Kammerfenster in den Garten geworfen hatten,

zwang mich, meine Maasregeln schnell zu nehmen. Ich jagte einen Boten mit einem freundlichen Brief an sie, fort, und ließ ihn den Weg einschlagen, den wir auf unserer Herreise gemacht hatten. Es wurde Nacht und der Bote kam nicht zurück. Trotz meines guten Bewußtseyns brachte ich die Nacht schlaflos und in tiefer Angst zu und als der Tag graute, war ich schon mit meinem zurückgebliebenen Zögling auf demselben Wege, den sie nach meiner Vermuthung eingeschlagen haben mochten. Zwei Stunden waren wir gewandert, als meine Erkundigungen in einem Dorfe die Richtigkeit meiner Vermuthung bestätigte. Es dauerte nicht lange, so kamen sie müde und traurig mit dem Boten mir entgegen. Dieser hatte sie sechs Stunden von der Anstalt in einem Städtchen in einem der ärmlichsten Gast-

höfe müde auf den Boden hingestreckt — angetroffen. Der Wirth, richtig den Zusammenhang ahnend, als er drei unerwachsene, geschmackvoll gekleidete, Knaben mit Reisebündeln, aber ohne Führer und auch, wie sich bald erwieß, ohne Geld, sich um ein Nachtquartier ansprechen hörte, hatte gleich den Entschluß gefaßt, die Nacht über sie zwar bei sich zu behalten, am andern Morgen aber scharf in sie zu dringen und sie dann, was es auch kosten möge, wieder dahin zu bringen, woher sie gekommen waren.

Da sie in der dortigen waldigen und oft unwegsamen Berggegend sich gar leicht hätten verirren können, so wurde ich leicht gestimmt, froh über ihr Wiedererscheinen, sanftem, aber ernstem Tadel, die Verzeihung, um welche sie mich, in Thränen ge-

badet, anflehten, folgen zu lassen. Nun erfuhr ich, daß jener, der die verzärtelnde Erziehung erhalten hatte, den übrigen seinen Plan, nach Hause zu wandern und der ungewohnten strengern Lebensweise zu entgehen, in einer Art von Rede an sie mitgetheilt und zur Ausführung zu bringen gewußt habe.

Uebrigens lebte ich an dem Orte meines gewöhnlichen Aufenthaltes unter meinen Zöglingen und deren Familie glücklich. Aber eine große finstere Wolke zog bald wieder durch meinen bisher heitern Lebenshimmel.

Der Winter kam und mit ihm eine ansteckende Krankheit. Sie ergriff eine Menge Menschen und darunter waren auch meine Aeltern und meine Schwester. Welch' eine Lage für mich! — Der Baron war sehr ängstlich wegen Ansteckung. So zog mich

auf der einen Seite die Liebe zu den Meinigen, sie zu besuchen und gehörige Anstalten zu ihrer Pflege zu treffen, auf der andern Seite die Bedenklichkeit des Verhältnisses, in dem ich zu dem Baron stand, im Fall, daß ich durch einen Besuch bei den Meinigen angesteckt worden wäre. Die Liebe zu meinen Aeltern ließ mich jedoch die letzteren Rücksichten übersehen. Ich besuchte die Kranken. Meine Mutter war die einzige, die noch Besinnung hatte. Unfähig, einen festen Entschluß zu fassen, und nach Kraft ringend, mich in Gottes Fügung zu finden, saß ich nun zwischen den Krankenbetten.

Mit zerrissener Brust mußte ich endlich die Leidenden verlassen. Ich sah die Guten auf Erden nicht wieder, sie wurden von ihren Erdenleiden und Sorgen befreit. —

Ein trübes Vierteljahr verfloß. Ich sehnte mich weg aus jener Gegend, in der mich Alles an meinen Verlust erinnerte. Während dieses Zustandes schrieb mir ein Verwandter, es sey am Gymnasium zu Weißenborn eine Stelle erledigt worden, sie gebe zwar ein kleines, aber ein gewisses Brod, — hinter des Fürsten Mauer sey's immer besser, als in des Edelmannes Garten, man müsse heutiges Tages allemal erst klein anfangen, meine Aeltern seyen ja todt, ich solle mich doch zur genannten Stelle melden.

Ohne recht zu wissen, was ich that, meldete ich mich und wurde angestellt.

Thränen und gute Wünsche von Seiten des Barons und meiner Zöglinge begleiteten mich.

Sehr übel, so merkte ich bald, hatte ich

daran gethan, diese Stelle angenommen zu haben, denn sie war nicht nur äußerst beschwerlich, sondern trug auch so wenig ein, daß ich bald wieder Information über Information ertheilen mußte, um nur leben zu können.

Ein halbes Jahr hielt ich es aus. Da ich aber nach gerade merkte, ich würde mich theils körperlich zu Grunde richten, wenn ich in der Art, in der ich angefangen hatte, fortarbeiten wollte, theils aber auch geistig zurückkommen, weil ich da nur die ersten Elemente der griechischen und lateinischen Sprache zu lehren hatte, so besann ich mich nicht mehr lange und bat um meine Entlassung. Nachdem ich sie erhalten hatte, versicherte ich mich einer Anstellung an jener Anstalt, an der ich mit meinen Zöglingen gewesen war. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!

14.

Wie ich in den Krieg ziehen muß.

Es wurde schon seit einigen Jahren ein Krieg zwischen zweien bedeutenden Monarchen geführt. Viele Menschen hatte das Schwerdt schon gefressen. Daher sparten die hie und da sich aufhaltenden Werbeoffiziere weder List, noch Geld, Menschen zu bewegen, den Soldatenstand zu ergreifen.

Gerade um diese Zeit hatte mein Unstern mich die Reise nach jener Anstalt beginnen lassen, als an vielen Orten Werber lagen

und die Einquartierung militärischer Gäste nichts Seltenes war.

Das Ziel meiner Reise war fast erreicht. Ermüdet, weil ich zu Fuße reis'te, kehrte ich Abends in einen ziemlich freundlichen Gasthof des Städtchens Goldau ein, um dann am folgenden Tage die noch übrigen wenigen Stunden zurückzulegen. Das Städtchen wimmelte von Soldaten und im Gasthofe befanden sich viele Offiziere. So mußte ich mit der gewöhnlichen Wirthsstube vorlieb nehmen. Dem Ermüdeten, der übrigens keine großen Ansprüche zu machen hat, genügt schon ein Sitz, der ihm eingeräumt wird. Ausruhend saß ich also da und erwartete das Abendessen. Auf die Frage des Wirths, ob ich mit an der allgemeinen Tafel, an der auch die Offiziere speisen würden, Platz nehmen wolle? nickte ich mit dem

Kopfe und setzte mich, als aufgetragen wurde, eben so maulfaul an den mir übrig gelassenen Platz. Einer von den Offizieren suchte mir durchaus Rede abzugewinnen, aber es gelang dem Schlauen erst dann, als er auf die Gesundheit meines Landesfürsten mit mir anstieß. Ich erwiederte das mit einer Gesundheit auf seinen Monarchen — und — da die Tischgesellschaft immer munterer wurde, so trank ich ebenfalls munterer eine Gesundheit nach der andern mit. Das Gespräch wurde lebendiger, die Offiziere foderten Champagner und luden auch mich zu dessen Genuß ein. Anfangs dankte ich, allein sie drangen mit zu vieler Artigkeit in mich, als daß ich, schon halb dem Einflusse des Sorgenbrechers hingegeben, ihnen kräftig genug hätte widerstehen können. Zum erstenmal in meinem Leben vergaß ich mich so

weit, daß Bachus mich zum taumelnden Silen machte, daß alle Gegenstände sich vor meinen Augen zu drehen schienen! O Gott, wie hart wurde mein Vergehen geahndet! Nicht gar lange, so schien es mir, hatte mich der Schlaf auf einem Armstuhle in seine Arme genommen. Noch saß ich zwar, als ich erwachte, aber ich saß in einen Wagen neben einem Offizier.

Ich gab mein Befremden zu erkennen, rieb mir die Augen, und glaubte zu träumen, aber der ernste Blick und einige rauhe Worte, die jener in den Bart murmelte, machten mir meinen wachen Zustand nur zu sehr zur Gewißheit. Mein Verlangen und zuletzt meine Bitte, den Wagen doch anhalten zu lassen, damit ich aussteigen könne, waren fruchtlos. Noch immer war ich geneigt, die Sache für einen unfeinen Scherz

zu halten, den man mit mir, als einem Berauschten, zu treiben für gut fände. Als aber der Wagen sechs Stunden lang unaufhaltsam fortrollte und dann in einem Dorfe anhielt, worinne ebenfalls Soldaten lagen, da gewann meine Lage doch ein bedenklicheres Ansehen. Hier durfte ich zwar aussteigen; allein mein Begleiter versicherte mich gar drohend, daß er mich auf der Stelle wieder ergreifen lassen würde, wenn ich nur die geringste Miene machte, mich seiner Gesellschaft zu entziehn.

Auf meine Frage nach den Gründen eines so willkührlichen Verfahrens gegen mich, erwiederte er laconisch: das werde ich zur Zeit schon erfahren. Leider! hatte man mir im Gasthofe meine ganze Baarschaft und meinen, in solchen Zeiten so nothwendigen, Reisepaß abgenommen — und wenn ich auch

zu entwischen das Glück gehabt hätte, wäre ich doch wieder der Gefahr ausgesetzt gewesen, in dem nächsten Dorfe schon als Vagabund, oder wohl gar als ein Spion aufgegriffen zu werden. Da ich mir, außer der gestrigen Vergessenheit beim Trinken, keiner strafbaren That bewußt war, so sahe ich der Entwickelung meines Schicksals ruhig entgegen. Die Entwickelung war freilich von der Art, daß, — ob ich gleich Gerechtigkeit und Menschenliebe aufforderte und dringend und mit Thränen bat, nach meinem Stande nur in Weißenborn sich schriftlich zu erkundigen und mich so lange im Gewahrsam zu behalten, ich dennoch einen leinenen Kittel und eben solche Hosen statt meiner Kleider anziehen — mit einem Worte — Soldat werden mußte. Ich wollte murren gegen Gottes Führung, allein un-

willkührlich strahlten die Worte Hiobs in meinem Geiste auf: Gott schlägt uns, aber er heilt auch wieder!

Noch immer stand ich und meine Mitkreuzträger (von ihrer Kreuzträgerschaft zeugten ihre Seufzer und Thränen) unter strenger Aufsicht. Wir wurden, da wir jeden Tag einige Stunden weiter marschieren mußten, allemal zusammengelegt und durften uns nicht einmal beikommen lassen, Briefe zu schreiben. Doch dieß verbot uns ohnehin die fortgesetzte Ermüdung durch Märsche und Exerciren.

Die Mittheilung meines Schicksals an meinen Nebenmann bekam mir schlecht. Bald wußte es die ganze Schaar, daß ich eigentlich Candidat sey.

Diese Menschen waren in kurzer Zeit nicht nur zufriedener mit ihrer Lage, son-

dern auch so roh geworden, daß ich auf dem Marsche allerlei gemeine Aeußerungen und Spöttereien hören und es mir gefallen lassen mußte, einige Brodsäcke mehr zu tragen, welche mir die anderen mit den Worten auflegten: „da trag Pfaff!“ Inzwischen war das nicht von langer Dauer. Der Mensch wird manchmal unwillkührlich an das Höhere erinnert und fühlt das Bedürfniß in sich, etwas über das Höhere zu vernehmen. Dieses Bedürfniß schien auch meinen Kameraden fühlbar zu werden. Als wir einst auf einer großen Wiese campirten, hörte ich einige von ihnen recht ernsthaft den Wunsch äußern: „wenn wir doch wieder einmal in der Kirche seyn und eine Predigt hören sollten!“

Zugleich vereinigte sich mit diesem laut geäußerten Wunsche von Seiten der Uebri-

gen die spöttische Aeußerung: „wir haben ja einen Pfaffen unter uns, der kann uns ja vorpredigen!“ — Scherzend stellten sie einige Trommeln über einander und zerrten mich hin und verlangten, daß ich sprechen sollte.

Da fuhr mir's wie ein Blitz durch die Seele: Säe — auch hier ist Feld. — Ja, sagte ich ernst und fest, ich will euch eine Predigt halten, wenn ihr mit Stille sie anhören wollt.

Fang nur an, erwiederten sie, zum Theil ernst, zum Theil lachend.

Ich begann, sprach anfangs ein Gebet und schilderte dann mein Schicksal, unsere gemeinsame Lage, die Gefahren unseres Standes, dessen schwere Pflichten u. d. g. — Ich hatte nicht lange gesprochen, da verhallte das Lachen, die Gesichter wurden

ernsthaft und zuletzt weinte der größere Theil mit mir.

Als ich geendigt hatte, traten die, die mich am meisten mit Spott und Roheit verfolgt hatten, mit Herzlichkeit zu mir, ergriffen meine Hände, dankten mir und baten mich, ihr Betragen, das sie sonst gegen mich angenommen hätten, zu vergessen.

Durch dieß Ereigniß änderte sich meine Lage. Jeder war nun bescheiden gegen mich und statt, daß ich sonst manches tragen mußte, nahmen sie mir jetzt einen Theil meiner Last ab. Froh, hier unter angehenden Kriegern mir gleichsam eine kleine Gemeinde gebildet zu haben, ward mir mein neuer Stand weniger beschwerlich. Liebgewinnen konnte ich ihn aber dessen ungeachtet nicht, daher ich auch immer noch,

als wir schon Gefechte mit gemacht hatten, etwas linkisch und tölpelhaft mich benahm und manchen Verweiß davontrug.

15.

Wie ich gegen die Kriegeruniform den Priesterrock eintausche.

Ein Jahr war vergangen und der Friede zog mit seinen Segnungen wieder ins Land. Einst stand ich vor dem Hause des Obristen von Degenfeld Schildwache und machte, als er vor mir vorüber in seine Wohnung ging, die militärische Ehrenbezeugung so schlecht, daß er stehen blieb, mich verwundert anschaute und sagte: Mein Sohn, du bist wohl nicht gerne Soldat? — Auf meine

verneinende Antwort erkundigte er sich nach meiner Herkunft und meinem Geburtsort — und schien gerührt, als ich ihn durch eine lebendige Darstellung mit meinem Schicksal vertraut machte.

„Seyn Sie ruhig, redete er mich jetzt „an, ich werde für Sie sorgen."

Er war als ein rechtlicher Mann bekannt, um so sicherer rechnete ich darauf, meine Erlösung bald herannahen zu sehen.

Schon am folgenden Morgen wurde ich zu ihm gerufen. Er behandelte mich sehr fein, reichte mir meinen Abschied und trug mir, nachdem er eine sehr lange Unterredung mit mir gehabt hatte, die Aufsicht über seinen Sohn an, der nach einem halben Jahre die Akademie beziehen sollte. Unterdessen, — sagte er zu mir, — werde ich nicht unterlassen, so viel in meinen Kräf-

ten steht, für Ihr festeres Unterkommen zu sorgen.

Der Redliche hielt Wort. Einer der Geistlichen in Rothburg, wo sich ein Degenfeldisches Gut befand, hatte mich kennen gelernt, und übertrug mir, nachdem der erste Geistliche mich pro facultate concionandi geprüft hatte, eine Predigt. Ob ich mich nun gleich seit meiner ersten Predigt so oft eben nicht geübt hatte, so fand meine Rede doch solchen Beifall, daß, als der unterste Geistliche in Rothburg versetzt wurde, der Magistrat mich zu dessen Stelle vorschlug. Mein Obrister ließ es dabei nicht an der Anwendung seines Einflusses fehlen und die Stelle wurde mir, nachdem eine strenge Prüfung befriedigende Resultate gegeben hatte, übertragen. So ging mein liebster Wunsch, Prediger des göttlichen Wortes zu seyn, in Erfüllung.

Da meine Schwester schon damals, da ich noch Lehrer in Weißenborn war, eine anständige Versorgung erhalten hatte, so konnte ich den Gedanken, den ich früherhin hegte, daß sie einst meinem Haushalte vorstehen sollte, nicht ausführen.

Es hat aber immer viel Unangenehmes für den Geistlichen, wenn er sich, noch unverheirathet, eine fremde Haushälterin halten muß, denn, hat er auch einen durchaus guten Ruf, so wird er doch kaum einigen nachtheiligen Urtheilen entgehen, wenn seine Haushälterin nicht ganz fratzenhaft ist. — Eben so mißlich ist es, wenn er in einem Gasthofe essen soll. Diese und ähnliche Betrachtungen bestimmten mich, nach einem weiblichen Wesen mich umzusehen, das — in Liebe — bereit wäre, den Weg des Lebens mit mir gemeinschaftlich zu wandeln.

Wer suchet, der findet und wer da anklopft, dem wird aufgethan.

Der erste Geistliche hatte eine schöne, sittsame, gut erzogene Tochter, deren Zartheit gegen ihre Geschwister und gegen ihren alten Vater, deren häuslicher Sinn mich oft, wenn ich ihren Vater besuchte, im Stillen angesprochen hatte. In ihren Mienen spiegelte sich stille Ergebung, Liebe und Bescheidenheit. Auf ihren Wangen glühte das sanfte Roth der Unschuld und Seelenreinheit. Im blauen schwärmerischen Auge glänzte der Wiederschein hoher, frommer Gefühle und um ihren Mund her thronte ein jungfräulich süßes Lächeln.

Ich liebte sie lange im Stillen, wagte aber nicht, meine Gefühle laut werden zu lassen. Ihr Geburtstag gab mir Gelegenheit, in einem Gedichte den Antheil errathen

zu lassen, den ich an ihr nahm. Ich überreichte ihr folgende Verse, welche: „Vision“ — überschrieben waren.

Von fremder Kraft ward ich emporgehoben,
Gehüllt in einem düstern Zauberrauch, —
Der Donner brüllt und tausend Winde schnoben
So glühendheiß, wie Samums Glutenhauch.
Hoch oben tobt' es, rollt's und braus'ts, als wären
Im unermeßnen Luftraum alle Sphären
Dem Auseinanderstäuben nah.

Urplötzlich Grabesstill', — und Himmelshelle
Umfloß mich, wie mein Aug' sie nie gesehn.

Auf fremdem Land — in einer Blumenstelle
Lag ich und fühlt' ein kosend Windes-
wehn,
Da sah im schauerlichen Zwielichtsscheine
Von ferne, — tief in einem schwarzen
Haine,
Ich einen dunkeln Marmortempel stehn!

Als ob er mich zu seiner Schwelle winkte,
So war's, und in mir zuckt's, wie wil-
der Schmerz;
Doch eine große Riesensonne blinkte
Mir Labung in das matte Herz,
Ob gleich sie schnellen Flug's versank im
Norden! —
Und als sie sank, da knarrten auch die
Pforten
Des Tempels auf mit donnerndem
Gedröhn.

Des Zaubers Macht zog näher mich, —
ich lauschte —
Von Dünsten ward der Odem mir verkürzt,
Ein dumpfes Murmeln traf mein Ohr,
es rauschte,
Wie wenn die Flut vom Wasserrad
sich stürzt.
Schon wollt' ich meine Schritte rückwärts
kehren,
Da schaut' im Tempel ich die düstern
Mören
Mit düsterm Ernste treibend ihr Geschäft.

Das Rauschen schmolz zu Himmelsharmonieen,
Die, in einander, wie die Well' in
Well,

Zerfließend, kräftigzarte Melodieen
Mir wonnig gossen in die Seel', als schnell
Der Tempelwölbung marmorfeste Fuge
Sich blitzend spaltet' und in sanftem Fluge
Ein Genius zum Dreiblatt niederstieg.

Ein blüh'nder goldgelockter Knabe, — tragend
Ein Körbchen, schöner Frühlingsblumen voll,
Er sank auf's Knie — und anmuthsvoll, doch zagend
Neigt' er das zarte Haupt — und es erscholl
Aus seinem frischen jugendlichen Munde
Zu einer von den Parcen diese Kunde,
Die auch zu meinem Erdenohre drang.

„Nimm, spinne diese Blumen, liebe
Möre,
„In meines Schützlings Lebensfaden
ein,
„Halt lange noch zurück die böse Scheere,
„Damit noch lange klar und rein,
„Versüßt durch Freundschaft und durch
reine Minne,
„Durch grüne Au'n das Lebensbächlein
rinne
„Von meiner guten Julie!“

Er sprach's. Mit einem milden Lächeln
nickten
Die Drillingsschwestern ihm Erhörung
zu;
So lang, als sie in's Kindesaug' ihm
blickten,
Ruht' auch ihr schauerliches Werk in Ruh.

Bis, freud'gen Dankens, unter Harmonieen,
Zerfließend, wie zuvor, in Melodieen
Des Himmels, — er durch Tempels Wölbung schwebt!

In einer günstigen Stunde gestanden wir uns Liebe und der greise Vater im Silberhaare, in dessen Herzen noch Frühling war, gab uns seinen Segen.

Alle Schilderungen, die ich in Büchern von der Liebe gelesen hatte, schienen mir gar tief unter der Wahrheit geblieben, ja, es kam mir in meiner damaligen Stimmung vor, noch müsse in keinem die göttliche Flamme der Liebe, die das Innere des Menschen und seine Außenwelt verklärt, so rein geglüht haben.

16.

Trauung durch Vaters Hand.

Ist schon die Trauung an sich eine ergreifende Handlung für ein gefühlvolles Brautpaar, so mußte das bei uns um so mehr der Fall seyn, da sie der Vater meiner Braut verrichten wollte. Ein siebzigjähriger Greis, — war mein künftiger Schwiegervater noch im vollen Gebrauch aller seiner Sinne. Obwohl nicht stark gebaut, hatte er doch neben dem jugendlichen Feuer, das aus seinem Auge strahlte, durch seine ganze Art

zu seyn, zu sprechen, zu handeln, seinem Wesen jenes Ehrwürdige mitgetheilt, das jeden anzieht und doch jedem zugleich gewisse Schranken anweißt. Dreißig Jahre Lehrer seiner Gemeinde, hatte er sich die meisten seiner geistlichen Kinder selbst herangezogen und gebildet. Aber nicht nur diese, sondern auch die übrigen hingen ihm an mit Liebe und Ehrfurcht. Man konnte daher sagen, daß die Hochzeit seiner Tochter von der ganzen Stadt mitgefeiert wurde, denn nicht nur am Vorabende wurden uns von vielen Bürgern und Bürgerinnen Geschenke und Glückwünsche gebracht, sondern es folgten auch, als sich der hochzeitliche Zug zur Kirche in Bewegung setzte, die meisten Einwohner, selbst viele von den Eingepfarrten.

Das Läuten der Glocken, das noch fort-

LB Coburg

dauerte, als wir schon in der Kirche angekommen waren, das dumpfe Geräusch der hineinströmenden Menge, drauf die raschen, freudigen Accorde der Orgel, das Getön des kreisenden Cymbelsterns, dann das Anheben einiger Verse des Gesangs: In allen meinen Thaten ꝛc., nach deren Beendigung eine feierliche Musik zu einem passenden Texte vom Chore herabklang, — dieß alles und die Nähe der Verbindung durch Vaters Hand, wirkte so mächtig auf uns ein, daß meine Braut und ich die Thränen nicht mehr zu halten vermochten.

Jetzt entstand eine allgemeine Stille und uns gegenüber trat der Greis mit seinen grauen Haaren, die Augen sich trocknend, aus der Sacristei auf die Stufen des Altars und winkte uns, vor ihm zu treten. Nachdem er sich etwas gesammelt hatte,

sprach er, vom Anfang bis zum Ende von sichtbarer Rührung ergriffen, folgende Rede:

Geliebte Kinder!

Ihr werdet mir wohl beide das Jawort willig geben, das ich euch vor Gott und dieser Versammlung abfordern soll, denn eure Herzen sind ja einig — und unser aller Wünsche haben nur zu sagen: Amen! — und — ich sage: Amen! Amen!

Welche freundliche Aussicht liegt vor euch! — — Denn was versüßt das Leben, wenn es die Liebe nicht thut? was erleichtert, was überwindet sie nicht? Sie trägt alles, sie dultet alles, sie hoffet alles. Die Liebe ist stark, wie der Tod, und ihr Eifer fest, wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn. Viele Wasser kön-

nen die Liebe nicht auslöschen und die Ströme sie nicht ersäufen. —

Wir verehren die Einrichtung Gottes, der, wenn er von Außen mancherlei Beschwerden um unser Leben legen mußte, dem Innern diese Liebe als mächtiges Gegengewicht mitgab — und der auch eure Herzen auf so unvorhergesehene, wunderbare Art zusammenführte. O haltet nur zusammen, meine Kinder! — und getrost! Die Zukunft ist dunkel, aber ein Gott führet euch. Eure Freuden werden sich verdoppeln, weil ihr sie zusammen genießet, eure Leiden werden sich erleichtern, weil ihr sie gemeinschaftlich traget und ihr werdet einst mit festgeschlossenen Händen und Herzen, wie hier, vor Gott erscheinen und ihm danken, daß er um euch das Band der Liebe schlang.

Allein auch ihr tragt diesen Schatz des

Himmels in irdischen Gefäßen. Diese Liebe kann abnehmen, verschwinden, sich in Haß und Ekel verwandeln. Und ach! der heitere Himmel über euch wird trübe, das Paradies um euch verschwindet und der verfluchte Acker bleibt euch, der nur Dorn und Disteln trägt, das leichte Band der Liebe ist zur eisernen Kette geworden, an der sich eure Herzen wund reißen und — was euch heute das Schrecklichste seyn würde — Trennung — erfleht ihr dann mit euren heißesten Seufzern. Gott wende dieses namenlose Unglück von euch beiden ab! — Seyn Sie ein Mann, geliebter Sohn, und halten Sie Wort, wie ein Mann. Auch dann, wenn die Blüte ihres Weibes abgefallen ist, wenn sie schwach und krank wird, wenn sie Schwachheiten des Herzens verräth, sey und bleibe sie Ihr geliebtes Weib! — Doch Sie

sind selbst Lehrer und wissen, daß wir das Göttliche nicht von dem Menschlichen trennen dürfen, weder in unsern Schicksalen, noch in unsern Pflichten. Unter dem offenen Auge Gottes, auf welches Sie Ihre Gemeine aufsehen lassen, wandeln auch Sie, und der künftige Richter, den Sie verkündigen, ist auch der Ihrige. Und nun noch ein Wort mit dir, meine Tochter! Hätte ich nur als dein Vater zu sprechen, so könnte ich mich der Wehmuth nicht erwehren, weil ich dich von mir lassen muß. So groß meine Hoffnung ist, daß es dir wohlgehe, so betrittst du doch einen Weg, der nun von dem meinigen abweicht und ich hätte dich gerne an meiner Hand behalten, bis sie der Tod kalt gemacht hätte. Denn du hast wacker an dem schönen Kranze flechten helfen, mit dem meine Kinder mein graues Haar schmük-

ken und warst nach dem Verlust deiner guten Mutter die vorzüglichste Stütze meines Alters. Du verlierst jetzt meinen Namen, aber mein Herz und meine Liebe verlierst du ewig nicht. Auch wenn ich nicht mehr bin, muß der Reichthum deines Herzens noch späte und hohe Zinsen tragen und meine Liebe zu dir rechtfertigen. —

Doch ich muß den Vater vergessen, um mein Amt nicht aus den Augen zu verlieren. Wandle vor Gott und sey fromm. Du wirst jetzt das Weib dieses Mannes, — mache ihn glücklich durch die Reinheit deines Herzens und Wandels, durch Verträglichkeit, Nachgiebigkeit und jede weibliche Tugend. Freue dich mit ihm, dulte und trage mit ihm und seine Zufriedenheit wird die deinige. Träume dir keine Zukunft ohne alle trübe Tage. Sie gehören zu unserer Erziehung

und erhöhen den Geschmack an unsern Freuden; — aber lasse sie kommen, — du bist ja nicht allein. — Du wirst Mutter werden! — o hinterlasse deinen Kindern den vollen Segen, den du als väterliches Erbtheil mitnimmst. — Wenn endlich das große Gesetz der Weltordnung eintritt, daß der Baum abstirbt, wenn er seine Blüten und Früchte getragen hat, so trete du getrost mit mir vor Gott und freue dich dort deiner Kinder, wie ich mich der meinen freuen will. Ich habe ernste Worte mit euch geredet, weil es ein ernsthafter Schritt ist, den ihr thut. Ich habe diesen Schritt fortleiten müssen, bis an die Schwelle der Ewigkeit, weil euer Wort bis dorthin gültig ist und dort das Ziel steht, wo wir alle zusammen kommen.

Wenn nun eure Gedanken bei Gott sind,

wenn das Heilige eurer Pflichten, das Ewige eures Bundes vor eurer Seele steht, so frage ich ꝛc.

Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, die Welt nicht, der Tod nicht.

Gott! der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; du aber bist mächtig und weise und gnädig, du bist ewig bei denen, die dich fürchten. Alle gute Gaben kommen nur von oben herab, von dir, dem Vater des Lichts. O erhöre unser Gebet und gieb diesen Verbundenen deinen zeitlichen und ewigen Segen! Vater unser ꝛc.

Der Herr segne Euch u. s. w.

17.

Etwas aus der Ehe.

In stiller Freude, wie sich's im Hause eines Geistlichen ziemt, wurde die Zeit nach der Trauung hingebracht.

Schon nach einigen Wochen zog das Leiden in das Haus der Neuvermählten ein. Mich ergriff eine Krankheit, die mich an den Rand des Grabes brachte. Ich wurde zwar glücklich wieder hergestellt, allein die fortwährende Angst meines Weibes, schon so-

bald den Mann wieder verlieren zu können, den die Gute mit aller Stärke der jungen Liebe umfaßte, die Anstrengungen, die für sie aus meiner Krankheit entstanden, indem sie Briefe über Briefe an Landgeistliche zu schreiben, um sie zu bitten, meine Stelle zu versehen, — indem sie dann diese Landgeistlichen zu bewirthen hatte, — warfen auch sie darnieder.

Mein Schwiegervater war unermüdlich, mir beizustehen und ob ich wohl selbst mir die Trostgründe der Religion aufstellen konnte, so gewannen sie doch in seinem Munde ungleich größere Wirkungen auf mich.

Mein Weib genaß wieder und das Leben trat uns beiden wieder mit seiner freundlichern Seite entgegen. Täglich wuchs die Liebe zu meiner Frau und die Achtung nicht minder, ohne welche ja jene nur Sinnlichkeit ist.

Reinlichkeit und Ordnung herrschten in unserm Hause, jede Verschwendung wurde verhütet und so verband sich mit der innigen Anhänglichkeit meines Weibes an mich die schöne Eigenschaft der Sparsamkeit und Häuslichkeit. Die Sparsamkeit hängt oft auf's engste zusammen mit den schätzbarsten Tugenden, mit Ordnungsliebe und Reinlichkeit, mit Genügsamkeit und Selbstbeherrschung, mit Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit!

Abends setzten wir uns, wenn es das Wetter erlaubte, in unser kleines Gärtchen, welches wir, so viel wir konnten, bearbeiteten, oder wir lustwandelten in der lebendig gewordenen Natur, oder mein Weib lauschte nähend, oder strickend bei meinem einfachen Clavierspiele. Wir lebten in einem Himmel, zumal da die süßen Hoffnungen baldi-

ger Vater- und Mutterfreuden ihrer Erfüllung immer näher kamen.

Diese Zeit kam. Ein liebliches Mädchen entwand sich dem Schooße der Mutter.

Nichts geht über die Empfindungen, die unser Wesen durchdringen, wenn die Mutter, noch in halber Ermattung das erste Kind in ihre Arme nimmt und dann es dem Vater reicht. O es liegt in dem Gefühle, mit der liebenden Gattin gemeinsam — durch Gottes unbegreifliche Macht — einem menschlichen Wesen das Leben gegeben zu haben, eine Süßigkeit, welcher kaum die Wonne gleich kommen mag, welche in dem ersten schüchternen Hingeben des liebenden Weibes an den liebenden Mann liegt.

Wäre es möglich, daß solche Augenblicke, in denen der Mensch eine unendliche Welt voll Seeligkeit in seiner Brust trägt, sich zu

Stunden und Tagen verlängerten, die enge Brust könnte das Uebermaaß nicht mehr fassen, der Mensch müßte untergehen in Wonne.

Das Ausgeprägte, die Verklärung, die in dem Gesichte unseres Kindes lag, ließ mich ein kurzes Leben desselben ahnend befürchten. Meine Ahnungen trogen mich nicht. Der Schlaf fehlte dem zarten Wesen gänzlich. Sechzehn Wochen kam mein Weib in kein Bette. Der Anblick des leidenden Wesens, das immer mehr abmagerte, regte zuletzt den stillen Wunsch in uns auf, daß es Gott zu sich nehmen möchte.

So macht es Gott auch hierinne weislich und gut, daß er Umstände eintreten läßt, die uns den Verlust theurer Wesen, den wir fürchten, zuletzt wünschen lassen.

Auch unsere stillen Wünsche wurden erhört — und wir weinten die ersten Aelternthränen. —

Unsere Thränen über den Tod unseres Kindes vertrockneten allgemach.

Die sich häufenden Amtsverrichtungen und die Wissenschaften, mit denen ich mich beschäftigte, gaben, meinen Gedanken besonders, bald eine andere Richtung. Nach Verlauf eines Jahres wurde ich in eine andere Stadt versetzt.

Ein halbes Jahr mochte ich mich in meinem neuen Wirkungskreise bewegt haben, da kam einer meiner Zuhörer zu mir und verlangte, mich allein zu sprechen.

Es war ein langer, bleicher, hagerer Mann mit einem verzerrend trüben Zug im Gesicht.

Ich verfügte mich mit ihm auf meine Studirstube. Er erwartete meine Anrede nicht, sondern streckte die langen knöchernen Arme nach mir aus, als wolle er mich umarmen. Ich trat einige Schritte zurück. Er

aber ließ die Arme ausgestreckt und sprach in einem durchdringenden Tone auf mich ein: Engel meines Lebens, wie viel Balsam haben Sie in mein wundes Herz gegossen, Sie, oder Niemand, werden mir die Ruhe meiner Seele ganz wiedergeben können. Ach! der Drudenfuß, das Alpkreuz, war mein Unglück! Seine Zacken haben sich in meinem Herzen fest gehackt und dieses wird sich dran verbluten.

Ich war in großer Verlegenheit und wußte nicht, was ich auf seine sonderbaren, mir durchaus unverständlichen Aeußerungen erwiedern sollte.

Er aber fuhr fort: Ich hoffe zwar, daß der noch lebt, dessen Schaar ich die Soldaten auf den Hals hetzte und dem ich selbst ein Gifttränklein bereitete, weil ich seine Kraft und seinen Muth fürchtete, aber ob

sie noch lebt, die ich um ihren Frieden gebracht habe? Wahrscheinlich ist sie todt und hat mir ihren Fluch hinterlassen. Denn sehen Sie, der Drudenmooskranz, der ihn bedeutet, regt sich jedesmal, wenn ich an ihn denke, aber der, der sie bedeutet, bleibt immer unbeweglich.

Lieber Mann, erwiederte ich, da ich einen Wahnwitzigen vor mir zu haben glaubte, in einem ruhigfesten Tone: ich verstehe Ihn gar nicht. Was ist das mit dem Drudenfuß und Drudenmooskranz, — mit dem „er" und mit dem „sie," die der Kranz bedeuten soll? —

Wehmüthig ergriff er meine Hand, preßte sie krampfhaft zusammen, so daß ich hätte aufschreien mögen und sagte schneidend: Sie wollen mich nicht verstehen. Ihr Name ist doch Benedict, nicht wahr? — und

den Namen Benedict kenne ich, den kenne ich, — hat auch ein Benedict die blutige Kleidung getragen.

Hierbei schlug er eine gräßliche Lache auf.

Ich zitterte, griff mechanisch nach der Thüre und rief der Magd, um nur einen Beistand zu haben, denn es wurde mir unheimlich.

Er schien mich zu errathen, grinzte mich an und schrie: Sie fürchten sich, Gottesmann, es braucht's wohl auch, ich trug i. das Alpkreuz, hatte geschworen Freundschaft, Treue, Redlichkeit, was weiß ich alles und — wurde Verräther, Giftmischer, Verführer der Unschuld. Hier an dem Finger, sehn Sie — er sieht ordentlich schwarz aus, trug ich den Drudenfuß. Doch Sie haben nichts zu befürchten, ich will von Ihnen nur getröstet, aufgerichtet seyn.

Jetzt erschien die Magd. Da ergriff er meine Hand, schüttelte sie und sagte: ein andermal! Sie sind mein Engel, ich komme wieder, Sie müssen mich völlig beruhigen.

Hier ließ er seufzend mich los, machte eine Verbeugung und eilte von dannen.

Um der Magd nicht merken zu lassen, daß ich aus Furcht sie gerufen habe, gab ich ihr einen geringfügigen Auftrag und warf nebenbei, da ich in der Stadt noch nicht bekannt genug war, die Frage auf: wer denn der eben Verschwundene sey?

Sie lächelte pfiffig: Es ist Walls Adam, der die Sprache der Gänse verstehen und auslegen zu können vorgiebt und jedem Verstorbenen einen besondern Platz zwischen Himmel und Erde anweis't, seit einiger Zeit aber stiller wird und sich mit Beten abgiebt. Es ist mit dem Manne eine eigene Geschichte,

aus der man nicht klug werden kann. Er ist ehrlicher Leute Kind, ist aber vor vielen Jahren, wie mir meine Mutter erzählt hat, auf einmal verschwunden gewesen und endlich in halber Verrücktheit wieder gekommen. Doch thut er Niemanden etwas zu Leide. Nur in den erstern Jahren nach seiner Wiederkunft hat er in der großen Waldung sich die schönsten Bäumchen abgehauen und als er darüber ertappt wurde, sich damit entschuldigt, der Forst gehöre ihm und es habe Niemand etwas darnach zu fragen, wenn er einige Bäumchen zu seinem Bedarf umhaue. Doch das hat er bald gelassen und ist besonders seit Sie hier sind, viel ruhiger und vernünftiger geworden.

Ich wußte einstweilen genug. Ich nahm mir vor, noch nähere Erkundigungen einzu-

ziehen, um meine Maaßregeln desto sicherer darnach nehmen zu können.

Eben dachte ich, in meinem Studirzimmer auf- und abgehend, an die ungereimten Gedanken Adams, da fiel mir der Rücken eines Buchs, das nebst noch einigen andern zu dem, meine Studirstube verunzierenden, Inventarium des Hauses gehörte, in die Augen, auf welchem ein mit meinen Gedanken zusammenstimmender Titel stand. Es war Thorsanders Schauplatz vieler ungereimter Meinungen. Ich nahm es heraus, blätterte und fand darinne des Pentalpha erwähnt. Solches Pentalpha ließ einst der Syrische König Antiochus bei seinem Feldzuge gegen die Galater auf seine Fahnen mahlen, als ihm Alexander der Große erschienen war und dazu ihm gerathen hatte. Eine dunkle Reminiscenz sagte mir, daß das

Pentalpha und der Drudenfuß, oder das Alp-kreuz eins und dasselbe und nichts anders, als eine fünfzackige Figur sey, welche auch die Juden bei ihren ehelichen Verbindungen an die Wand mahlen, damit der junge Ehemann nach geschehener Verbindung mit einem gefüllten Glase darnach werfe. Diese Figur entsteht, wenn man auf jede Seite eines gewöhnlichen regelmäßigen Fünfecks einen — der Seite entsprechenden spitzigen Winkel setzt. Nun wußte ich wohl, was ein Drudenfuß sey, dessen Adam erwähnte, aber welche besondere Bedeutung er für ihn haben möge, konnte ich mir nicht vorstellen.

Um dem Drudenmooskranz auf die Spur zu kommen, fragte ich die Magd, ob sie das Drudenmoos kenne?

I warum sollt' ich nicht, — antwortete

sie, Sie treffen das Druden= oder auch Hexenmoos in gar vielen Häusern. Man macht daraus gar zierliche Kränze und hängt sie an die Decke, so daß sie frei schweben. Will man wissen, ob ein Freund oder Bekannter, von dem man lange keine Nachricht hat, noch lebe, so darf man nur recht ernstlich an ihn denken. Lebt er nicht mehr, so bleibt der Kranz unbeweglich, lebt er aber noch, so dreht er sich. Ich habe das mit meinen eigenen Augen gesehen und es trift auf's Haar zu.

Kannst du mir denn, fiel ich der Geschwätzigen in die Rede, nicht einen solchen Kranz zeigen?

I Herr Je warum nicht? — meine Mutter hat selbst einen im Hause, den will ich gleich holen.

Sie sprang fort und holte den Kranz.

Was ich vermuthet hatte, traf zu. Der Kranz war von der Bürlappe *) gewunden, von der das Drudenmehl, oder auch Bürlappsaamen, gewonnen wird, dessen Gebrauch bei dem Wundseyn kleiner Kinder jedermänniglich bekannt ist.

Ich gab ihr den Kranz wieder zurück, lächelte unwillig über den dummen Aberglauben und nahm mir fest vor, bei Gelegenheit nach Kräften dagegen zu wirken.

Am andern Tage hatte ich Betstunde. Die Sacristei, die sonst nur von dem Küster betreten wurde, außer dem Geistlichen, öffnete sich und herein trat mein langer, hagerer Adam. Er weinte, schritt auf mich zu, drückte mir die Hand und dankte für das Gute, das ich ihm schon erzeigt habe. Da

*) Lycopodium clauatum.

er mich bat, ihn bei mir zu lassen, so wieß ich seine Bitte mit der Bemerkung zurück, daß, da die versammelten Gemeindeglieder ihn hätten hereingehen sehen, das wohl auffallen möchte, wenn er da bliebe, um so mehr, da die Sacristei den Geistlichen zum Aufenthalte bestimmt sey. Unterdessen ertönte der letzte Vers, unter welchem ich heraus gehen mußte. Ich drängte ihn also sanft zur Thüre hinaus.

Welch' ein Schrecken aber bemeisterte sich meiner, als auch ich nach einigen Secunden heraustrat und meinen Platz am Altare schon durch Adam besetzt fand. Was blieb mir übrig? Ich blieb an der Sacristeithüre stehen. Kaum schwieg die Orgel, so erhob Adam zum Staunen aller Anwesenden seine Stimme und sprach einige unverständliche und verworrene Sätze. Dann machte er

eine Verbeugung und ging mit stolzer triumphirender Miene in einen Nebenstand.

Nun nahm ich seinen Platz ein. Ich wählte ihn selbst und seinen Zustand zum Gegenstand meiner Rede. Was ich aber gesprochen habe, war mir schon in der nächsten Stunde entschwunden, denn ich war durch und durch erschüttert, doch man muß selbst Geistlicher seyn, um sich das Erschütternde eines solchen Vorfalls erklären zu können.

Bald nach dem Schlusse des Gottesdienstes, bis zu welchem sich Adam ruhig verhalten hatte, hörte ich, daß er sehr krank sey und Wache habe.

Nach einigen Tagen ließ mir der Kranke sagen, er habe Sehnsucht nach mir und verlange meinen Zuspruch. Ich erschien. Zu meiner Verwunderung fand ich ihn erstaun-

lich weich, seine Aeußerungen waren vernünftig und zusammenhängend. Er zeigte die höchste Betrübniß über den Schritt, den er in sonderbarem Drange gethan und dadurch einen öffentlichen Gottesdienst gestört habe.

Ich suchte ihn darüber zu beruhigen. Er aber fuhr fort: ich kann nicht ganz ruhig werden, es lastet wohl noch Andres auf mir, als das Bewußtseyn des genannten thörichten Schrittes. Wohl habe ich schon lange dafür gebüßt, denn seit vielen Jahren habe ich heute zum erstenmal wieder eine Stunde, in der es mir so ist, wie es nach meinem Gefühle einem vernünftigen Menschen seyn muß. Wie ein finstrer Traum liegt eine Reihe von Jahren hinter mir. Setzen Sie sich, ich will Ihnen kürzlich eine Uebersicht von meinem Leben geben.

„Es wird nunmehr dreißig und etliche

Jahre her seyn, als ich in die Fremde ging. Auf meiner Wanderung gesellte sich ein freundlicher Mann zu mir, der sich auch für einen Handwerker ausgab. Wir sprachen über mancherlei Gegenstände mit einander. Er nahm mich durch sein verständiges und liebreiches Reden für mich ein. Unter einem blühenden wilden Apfelbaume, — ich sehe ihn noch vor mir, — lagerten wir uns. Er zog aus seiner Tasche eine Flasche Wein und meinte freundlich zu mir: trink, Kamerad, es ist ein gutes Tröpfchen. Ich trank und äußerte für mich hin: ja, wenn man öfters solche Erquickung haben könnte! — O — sagte er, wenn du willst, kannst du's alle Tage so haben, aber verschwiegen, wie ein Grab, müßtest du freilich seyn.

Ich sah ihn lange ungläubig an. Er aber schnürte seinen Mantelsack auf und eine

blutrothe Kleidung fiel mir in die Augen. Zugleich hielt er mir einen Ring entgegen mit einem Pitschier, auf welches der Drudenfuß gestochen war. Ich schwieg und erwartete, ihn anschauend, Erklärung. Was siehst du mich, nahm jener das Wort, so groß an? Das ist meine Ordenskleidung und das ist mein Ordenszeichen. Ich bin in einer Verbindung mit guten Männern, denen ich eidlich versprochen habe, für ihre Zwecke, von denen ich weiter nichts weiß, als daß sie gut sind, nach Anleitung thätig zu seyn. Ich bin, das versichere ich, ein guter katholischer Christ, aber ich finde bei der Verbindung nichts, das gegen meine Religion läuft. Du bist auch Christ, obgleich vielleicht Ketzer, du scheinst mir aber eine ehrliche gute Haut und also brauchbar für unsere Verbindung, zu welcher ich neue Glie-

der anzunehmen beauftragt bin. Willst du's gut haben und für etwas Gutes mitwirken, so bist du hiermit durch meine offenen Aeußerungen zur Verbindung eingeladen! —

Ich zauderte noch, aber er nahm mich durch seine Schilderungen und durch seine künstlichen und sinnreichen Reden so ein, daß ich ihm einschlagend die Hand reichte.

In der folgenden Nacht führte er mich in den geheimen Versammlungsort der Brüder, der tief im Innern eines Bergs war, auf dem eine Ruine prangt.

Man nahm mir, als ich meinen Wunsch, aufgenommen zu werden, zu erkennen gegeben hatte, einen furchtbaren Eid ab und ich erhielt, wie mein Begleiter und die übrigen Brüder alle, eine rothe weite Kleidung und den Ring mit dem Drudenfuß.

Ich bekam bald mit mehren andern Brü-

dern verschiedene Aufträge von denen, die die ersten in der Verbindung waren und wir entledigten uns derselben zu großer Zufriedenheit unsres Hauptes.

Einst lagen wir auch in dem dichten Walde, der sich nicht gar weit von unserm Versammlungsorte hinzog, auf der Lauer und fingen einen Mann ein, der sich, wie Sie, Benedict nannte. Und — wahrhaftig — seit ich Sie zum erstenmal sahe, so war mir's, als sähe ich jenen Mann in verjüngter Gestalt wieder. Es muß ein Verwandter von Ihnen gewesen seyn, denn die Aehnlichkeit war groß!

Es war, fiel ich unwillkührlich ein, mein Vater!

Adam fuhr zusammen. — Er sammelte sich aber gleich wieder und fuhr fort: Nun so werden Sie auch wissen, daß Ihr Vater

die rothe Kleidung anziehen und die Seinige dafür hergeben mußte. Der, der des Amtmanns Neffen abholte, war ich. Damals hatte ich noch nicht Ursache, zu bereuen, daß ich den Drudenfuß an meinem Finger trug. Aber einer war unter den Brüdern, der mir wie ein böser Geist stets zuraunte, wenn wir allein waren, den Anführer um eine bedeutende Summe, die die Obrigkeit auf ihn gesetzt hatte, zu verrathen. Es ist mir in der Folge deutlich geworden, daß dieser den Auftrag hatte, mich auf die Probe zu stellen.

Einst saß ich in einem städtischen Gasthofe, in gewöhnlicher Kleidung, da trat ein Offizier herein und sagte, sehr bekannt thuend, zu dem Wirthe: „Die Rothen haben wieder eine bedeutende Person, die gestern in N. N. hätte eintreffen sollen, aufgefangen. Wenn

doch nur ihr Schlupfwinkel entdeckt werden könnte! Daß sich doch keiner durch die bedeutende Summe, die auf die Auslieferung des Häuptlings gesetzt ist, reizen läßt, diesen entweder todt, oder lebendig, auszuliefern, oder wenigstens den Schlupfwinkel zu verrathen!"

Ich horchte bei diesen Worten hoch auf. Das Geld reizte mich — und ich unterlag.

Auf ein Wort! — redete ich den Offizier an, ihn in ein Nebenzimmer ziehend, ist es Ernst mit der Summe, die auf das Haupt der Rothen gesetzt ist? Der Offizier fixirte mich schärfer — und fragte mich nach einigem Bedenken: ob ich Lust habe, die Summe zu verdienen? — Auf meine Versicherung, daß ich den Schlupfwinkel der Rothen kenne und ihm den Weg dahin zeigen wolle, führte er mich in ein großes

Haus, sprach mit einem Herrn und dieser zahlte dem Offizier die festgesetzte Summe aus, mit dem Bedeuten, daß ich sie sogleich durch letztern erhalten sollte, sobald ich ihm den Weg zu dem geheimen Aufenthaltsorte der Rothen gezeigt haben würde.

Ich wurde entlassen, der Offizier begleitete mich, ich erfüllte mein Versprechen und erhielt die genannte Summe.

Wohl suchte ich mich nach geschehener Verrätherei aus dem Staub zu machen, allein — kaum hatte mich der Offizier verlassen, so begegnete mir unser Haupt und gebot mir mit einem zornigen Blicke, in dem Versammlungssaale zu erscheinen.

Ich erschien, aber ich merkte, daß ich von dem Haupte beobachtet worden war und zur Rede gesetzt werden sollte. Da erinnerte mich der Satan an eine Dosis Gift, die ich

mir vor Kurzem ohne deutlichen Zweck verschaft hatte. Ehe es einer von den Brüdern, wie ich meinte, gewahr wurde, befand sich das Gift schon in dem Becher des noch nicht erschienenen Anführers.

Er erschien endlich in seinem Schmucke — und meine Ahnungen waren nur zu gegründet, er selbst hatte mich beobachtet, trug den Uebrigen in kurzen Sätzen meine Verdächtigkeit vor und gebot mir, mich davon zu reinigen. Ich leugnete, allein das Bewußtseyn, des Anführers Wein vergiftet zu haben, schrieb mir That nur zu deutlich auf die Stirne. Ernst und finster sahen mich alle an. Es wurden Stimmen gesammelt. Zuletzt zog man mir die Bundeskleidung ab, nahm mir den Ring mit dem Drudenfuß und meine sonstige Kleidung wurde mir mit der Weisung zurückgegeben, mich augen-

blicklich zu entfernen, nie wieder hier zu erscheinen und mich von einem der Brüder erblicken zu lassen, weil sonst deren Dolche den Schlechten zu finden bereit wären.

Ich entfernte mich und verließ mein Vaterland. Die Summe, die ich für meine Verrätherei erhalten hatte, war bedeutend genug, um bei einiger Arbeit davon leben zu können, aber der Gedanke, einen Menschen vergiftet und vielleicht viele andere ins Elend gebracht zu haben, ließ mir weder Ruhe noch Rast. Ich suchte Zerstreuung und fand sie in Tanz, Spiel und Scherz. Kein Genuß war mir zu schlecht, ich gab mich ihm hin.

Zuletzt lernte ich ein junges Mädchen von funfzehn Jahren kennen, es liebte mich, ich aber vergiftete dessen Unschuld und verließ es.

Nachdem ich Alles vergeudet hatte, was

schändlich gewonnen war, kehrte ich hierher zurück und verfiel bald in den verwirrten düstern Zustand, aus dem ich heute auf einmal erwacht scheine. Ich rechne nun auf Ihren geistlichen Rath und Trost. Ich will alles thun, was Sie verlangen. Ach! wenn ich nur ganz gewiß wüßte, — wie ich hoffe, — daß unser damaliges Haupt an der Vergiftung nicht gestorben ist. Sehen Sie, jetzt eben, da ich von ihm spreche, dreht sich der Drudenmooskranz, der ihn bedeutet. O der verdammte Drudenfuß, das Alpkreuz, jetzt fühl' ich's wieder mit seinen Hacken und Spitzen in meinem Herzen. Helfen Sie mir, helfen Sie mir! —

Ich benutzte Alles, was die Religion für solche eigene Lage Tröstliches darbieten konnte. Beruhigter lächelte er mich an, zog mich aber mit seinen langen Armen so fest an

sich, daß ich mich mit Gewalt losreißen mußte und froh war, ihn endlich verlassen zu dürfen. Mich, einen jungen Mann, der noch wenig Erfahrung gemacht hatte, beschäftigte Adams Zustand angelegentlich und nahm mein ganzes Nachdenken in Anspruch.

Du bedarfst, sagte eines Tags meine Frau, einer Zerstreuung. Wir haben ohnehin den Onkel, der nur zwei Stunden von hier wohnt, noch nicht besucht. Wie wär's, lieber Mann, wenn wir ihn besuchten? — Ich weiß wohl, daß mein Vater, gewisser Umstände wegen, nie etwas mit ihm zu thun haben will; aber er ist doch immer mein Onkel, ob er gleich einen andern Vater, als mein Vater, hatte, — wir wohnen jetzt in der Nähe, warum sollen wir eine Art Feindschaft mit ihm unterhalten? —

Ich sagte es ihr zu, ob ich gleich nicht

einmal den Namen ihres Onkels wußte, denn ich hatte ihn von meinem Schwiegervater nie anders, als — Stiefbruder nennen hören.

Dieser Onkel hatte einige Stunden vor der Stadt ein Gütchen, das er selbst bewirthschaftete und auf dem er mit einer einzigen Tochter lebte.

Wir langten bei ihm an und obschon ich keinen besonders freundlichen Empfang erwartete, so war dieser doch so herzlich, daß ich ins Geheim meinem Schwiegervater der Spannung wegen, in der er mit dem Bruder stand, zürnte.

Sind Sie, so fragte er mich nach den ersten Bewillkommnungskomplimenten, der Sohn des Benedict, der einst englischer Seesoldat war?

Ich versicherte dieß.

Nun! so kommen Sie an mein Herz, Sohn meines liebsten Freundes, sollte Ihr Vater Ihnen den Namen Hach nie genannt haben? —

O ja, erwiederte ich schnell, — nicht wahr, Sie hießen auch einmal Orestes? —

Weinend schloß er mich auf diese Andeutung in seine Arme und schluchzte: Dank dir, alter Freund, du hast Wort gehalten mit deinem Sohne!

Unsere gegenseitigen Herzensergießungen wurden durch ein Pferdegetrappel im Hofe unterbrochen. Wir liefen ans Fenster und zwei Reuter hielten am Thore. Wer schildert meine Ueberraschung! — Der eine war der Obriste von Degenfeld, dem ich meine Befreiung vom Kriegsdienste verdankte. Unser Onkel flog die Treppe hinab ihm entgegen und sie lagen bald einander an der

Brust. Auch ich war hinabgeeilt, der Obrist erkannte mich und reichte mit freundlichem Grüßen mir die Hand.

Der Mann, der den Obristen begleitete und den ich bisher in der Ueberraschung ganz übersehen hatte und der auch Militär zu seyn schien, sah bald auf den Onkel, bald auf mich. Der Onkel bemerkte es und stellte uns einander vor. Der Pastor Benedict, mein Neffe, wandte er sich zu jenem und zu mir, auf jenen weisend: der Hauptmann Heimrod, der Verlobte meiner . . . .

Wir reichten uns die Hände. Hauptmann Heimrod war der Neffe des Amtmanns, bei dessen Abholung mein Vater einst unter die rothen Brüder gefallen war.

Von mir hinweg flog Heimrod in die Arme seiner Verlobten, einer lieblichholden Gestalt, die schüchtern und unbemerkbar eingetreten war.

Als

Als gegen Abend das Gespräch langsamer floß und Heimrod sich mit seiner Braut zu schaffen machte, brachte ich, weil doch mein Onkel einer von den rothen Brüdern gewesen war, die Rede auf meinen kranken Adam und erzählte, was ich von ihm wußte.

Indem ich die Stelle berührte, wo Adam das Gift in den Becher des Anführers geschüttet hatte, reichte der Obriste dem Onkel Hach die Hand und drückte sie mit den Worten: Dank dir, Freund — und dreifa-c[illegible] dem Herrn, daß das Alles vorbei ist.

Lieber Pastor, wandte er sich jetzt zu mir, — ich glaube, wir dürfen einander auch das Höchste anvertrauen, das unser Herz bewahrt. Vernehmen Sie also: ich, der jetzt vor Ihnen sitzende Obrist Degenfeld, war damals das — Haupt der rothen Brüder,

mich wollte Adam vergiften, aber hier, mein theurer Orestes, der die Augen überall hatte, merkte es und schüttete den Giftbecher auf den Boden. Adam war ein Schurke, doch er war die wohlthätige Veranlassung, daß wir uns in der Nacht nach seinem Verrathe auflös'ten. Gut, daß es so kam, wir waren damals thörichte Schwärmer, gingen alle einen falschen Weg und Adam mußte das Werkzeug seyn, eine Schaar von Menschen bei Zeiten auf andere und — wahrlich bessere Wege zu bringen. Nach Ihrer Erzählung hat er für jenen Verrath genug gebüßt. Den Trost aber wollen wir ihm geben, daß ich noch lebe und ihm verziehen habe. Morgen, wenn Sie wollen, fahren wir sammt und sonders in die Stadt.

Er hat Ihnen, fuhr er, zu mir gewendet, fort, — keine Unwahrheiten berichtet, denn

ich traute ihm nicht und ließ ihn durch meine Freunde von Ort zu Ort beobachten. Ich weiß, daß er sittlich sehr tief gesunken ist, daß er zuletzt ein herrliches Geschöpf von einem Mädchen verführte. Doch das Mädchen ist noch so glücklich geworden, als es in seiner Lage zu werden vermochte, — unser sonstiger Bruder Lampadius, — du kennst ihn, lieber Hach, — hat es geheirathet. —

Am andern Morgen fuhren wir in die Stadt. Die Vorsehung hatte es beschlossen, uns einen seeligen Tag erleben zu lassen. Mein Schwiegervater war auch angekommen, uns zu besuchen. Die allgemeine frohe Stimmung, in der wir uns befanden, riß auch ihn mit fort. Er vergaß die früheren Verhältnisse seines Stiefbruders und beide schlangen — versöhnt — die Arme um einander.

Ich ging zu Adam, um ihn auf die Erscheinung des Obristen vorzubereiten. Ich setzte ihm Alles aus einander, versicherte ihm, daß das damalige Haupt der Brüder nicht vergiftet worden sey, sondern noch lebe und ihn in einigen Minuten besuchen werde, daß das von ihm verführte Mädchen jetzt glücklich verheirathet sey. Er blickte dankend gen Himmel. Ich fuhr fort: das Mädchen, lieber Adam, hat Ihm verziehen und das Haupt der längst aufgelösten Verbindung, der jetzige Obrist von Degenfeld, wird Ihm nicht minder verzeihen.

Er lächelte und ergriff meine Hand.

Indem öffnete sich die Thüre und der Obrist und Hach traten herein.

Alles vergessen und vergeben lieber Adam, redete der Obrist ihn sanft an! — Es

sollte so seyn, daß unsere Verbindung aufhörte und du warst das Werkzeug.

Vergessen und vergeben, lächelte Adam? — O so wird mir ja auch Gott verzeihen.

Er wird verzeihen, riefen wir alle wie aus einem Munde.

Doch, setzte der Obrist ernst hinzu, indem er auf mich wieß, — diesem mußt du folgen.

O Gott, das will ich, rief Adam, ich wußte es, als ich ihn zum erstenmal sahe und hörte, daß er mein Engel sey. Er wird mich wieder auf den rechten Weg bringen und bei Gott, dem Gnädigen, ich werde ihm entgegen kommen.

Amen! riefen Hach und Degenfeld — und ich seufzte im Herzen nach: Amen, — gieb mir und ihm Kraft, Ewiger.

Gott gab Kraft. Adam wurde wieder

vernünftig, erfaßte die Hand der Tugend und jetzt hofft er zuversichtlich, daß der Vater im Himmel den verlorenen, aber reuigen Sohn, nicht verstoßen werde.

In Allen, die damals den kranken Adam aufgesucht hatten — und in noch Andern — ging über die Nachricht, er sey in jeder Rücksicht ein Andrer geworden, — Seeligkeit des Himmels auf.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nebel und Lichtstreifen

Coburg 1820

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12/43
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940746-6